

Georgianerschicksale in der Modernismuskrise am Beginn des 20. Jahrhunderts

von Manfred Weitlauff

Der Beitrag möchte an die Schicksale von vier mit dem Herzoglichen Georgianum und der Münchner Katholisch-Theologischen Fakultät verbundenen Augsburger Priester und Theologen im Zeichen der antimodernistischen Erlasse Pius' X. vor hundert Jahren erinnern: an den Münchner Dogmenhistoriker Joseph Schnitzer, der suspendiert und exkommuniziert wurde, an den Dillinger Subregens und Dogmatiker Leonhard Fendt, der zur evangelischen Kirche übertrat und als Theologieprofessor in Berlin wirkte, an Joseph Bernhart, der trotz seiner Schwierigkeiten mit der Kirche lebenslang ihr schriftstellerischer Anwalt blieb, und an den Dillinger Subregens und hoffnungsvollen Kirchenhistoriker Franz Sales Wieland, der wegen der Verweigerung des Antimodernisteneides aus Gewissensgründen mittellos seiner Stelle entsetzt wurde und mit Mühe schließlich als Hilfsbibliothekar an der Universität Tübingen unterkam.

„Modernismuskontroverse“ und „Modernismuskrise“ sind Begriffe, die im Rahmen des Studiums der katholischen Theologie bis in die Mitte der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts keine Erwähnung gefunden haben oder doch kaum thematisiert worden sind; man hat das Thema „Modernismus“ – so der Eindruck aus dem Rückblick – ziemlich einmütig ausgeblendet und sich zumindest seit Ende der fünfziger Jahre optimistisch auf die Hoffnungen und Erwartungen konzentriert, die man an das angekündigte Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) knüpfte.¹ Dass es beispielsweise an der Münchner Theologischen Fakultät Ende des 19. Jahrhunderts im Zusammenhang mit dem Ersten Vatikanum (1869/70) einen „Fall Döllinger“ und zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Zusammenhang mit den „Modernismus“-Kämpfen einen „Fall Schnitzer“ gegeben hatte – „Fälle“, durch die beide Male die Fakultät und das an die Universität München stiftungsmäßig angeschlossene Herzogliche Georgianum als überdiözesanes Priesterseminar in erhebliche Turbulenzen geraten sind: davon war zumindest in den Pflichtvorlesungen der Professoren Hermann Tüchle, Michael Schmaus, Richard Egenter, Klaus Mörsdorf und anderen nie die Rede.

Freilich mussten dann die Priesterkandidaten vor dem Empfang der Höheren Weihen als *conditio sine qua non* den Antimodernisteneid ablegen, der, von Papst Pius X. (1903–1914) durch das *Motu proprio Sacrorum antistitum* vom 1. September 1910 eingeführt, bis zu seiner stillschweigenden Abschaffung im Jahr 1967 jedem Kleriker vor Empfang

¹ Bei diesem Beitrag handelt es sich um eine etwas überarbeitete Form eines Vortrags, den ich beim jährlichen Treffen der Altgeorgianer am 12. Juni 2009 gehalten habe. Da zeitgleich im „44. Jahrbuch für Augsburger Bistumsgeschichte 2010“ eine ausführliche Darstellung des Themas mit umfanglichem Anmerkungsapparat und Quellenanhang erscheint, wird im Folgenden, von ein paar Ausnahmen abgesehen, auf Literatur- und Quellenangabe im Einzelnen verzichtet.

der Höheren Weihen bzw. vor Übernahme eines kirchlichen Amtes, auch vor Erlangung des Doktorats in katholischer Theologie, jeweils erneut abgefordert wurde. Und nun ein Wort aus eigener Erfahrung als ehemaliger Georgianer, am 21. Juli 1963 zusammen mit sechs weiteren Georgianern aus der Diözese Augsburg in der Münchner Universitätskirche St. Ludwig (während der Augsburger Bistumsvakanz nach dem Tod Bischof Dr. Joseph Freundorfers) vom Augsburger Weihbischof Dr. Joseph Zimmermann zum Priester geweiht:

Besonders beunruhigt hat uns Weiekandidaten zwischen der ersten und zweiten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums 1962/63 dieser Eid kaum. Der Text war lateinisch, damit in gewisser Weise „verschleiert“, und niemand hat uns zuvor mit seinem Inhalt, mit den antimodernistischen Erlassen Pius' X., vertraut gemacht, geschweige denn den historischen Kontext, in dem dieser Eid verordnet worden war, näher erläutert; man hielt dies offenbar nicht für nötig, vielleicht zog man auch aus wohlbedachten Gründen vor, dem einfach auszuweichen: Wir sollten wohl gar nicht so genau wissen, was wir da zu beschwören hatten; denn dieser Eid war eigentlich längst obsolet geworden. Pius X., der verantwortliche Urheber der antimodernistischen Verlautbarungen, war im Übrigen 1954 von Pius XII. (1939–1958), der einst an der Römischen Kurie durch seine und seines intransigenten Kardinalstaatssekretärs Raffaele Merry del Val (1865–1930) „Schule“ gegangen war, heilig gesprochen worden, nicht zuletzt in der Absicht oder Hoffnung, diesen Papst einer damals vorsichtig anhebenden Kritik entziehen zu können, zumal Pius XII. in seiner Enzyklika *Humani generis* von 1950 ausdrücklich erklärt hatte: „Wenn die Päpste in ihren Akten über eine bislang umstrittene Frage ein ausdrückliches Urteil fällen, dann ist es für alle klar, daß diese [Frage] nach der Absicht und dem Willen derselben Päpste nicht mehr der freien Erörterung der Theologen unterliegen kann.“ – also nicht mehr diskutiert werden darf. So legte uns der Subregens am Vortag des Weiheempfangs in der Hauskapelle des Georgianums ohne weitere Erklärung den Text zum gemeinsamen Ablesen und zur Unterschriftsleistung vor, und wir vollzogen „gehorsam“, was man obrigkeitlich von uns verlangte.

Andererseits hatten wir an der Universität geistig offene, problembewusste akademische Lehrer erlebt, von wenigen Ausnahmen abgesehen, und gerade unser Neutestamentler Prof. Dr. Otto Kuss (1905–1991) hat sich in seinen Vorlesungen – nicht zur Freude aller – intensiv mit den aktuell diskutierten exegetischen Problemen auseinandergesetzt, einmal, wie ich mich genau erinnere, mit der abschließenden ironischen, für manche wohl sarkastischen Bemerkung: Was er da gesagt habe, könnte alles im „Denzinger“ stehen. Er empfahl uns auch regelmäßig mit Vorzug das Studium alter und neuer protestantischer Einleitungs- und Kommentarwerke, um nur ein paar Titel zu nennen: Adolf Jülichers „Gleichnisreden Jesu“ (²1910) und „Einleitung in das Neue Testament“ (⁷1931), Johannes Weiss' „Predigt Jesu vom Reiche Gottes“ (²1900), William Wredes „Messiasgeheimnis in den Evangelien“ (1901), Albert Schweitzers „Geschichte der Leben-Jesu-Forschung“ (²1913), William Boussets „Kyrios Christos“ (²1921), Karl Ludwig Schmidts „Rahmen der Geschichte Jesu“ (1919), Adolf Deissmanns „Licht vom Osten“ (⁴1923), Rudolf Bultmanns „Geschichte der synoptischen Tradition“ (²1931) und Martin Dibelius' „Formgeschichte des Evangeliums“ (²1933), Rudolf Hermanns kleine Abhandlung „Von

der Klarheit der Heiligen Schrift. Untersuchungen und Erörterungen über Luthers Lehre von der Schrift in *De servo arbitrio*“ (1958) oder die Kommentare zum Markus-Evangelium und zur Apostelgeschichte von Ernst Haenchen², letztere mit der ebenfalls ironischen Mahnung: „Lesen Sie ihn, aber glauben sie ihm kein Wort!“ Er lehrte uns Anfänger, dass nicht unbedingt immer die neuesten Bucherscheinungen die besten seien, sondern gerade das Studium der Werke der Pioniere der kritisch-exegetischen Forschung immer noch höchst lehrreich sein könne. Von einer interkonfessionellen Theologentagung berichtete er einmal: „Wir Exegeten waren uns alle völlig einig; dann aber kamen die Dogmatiker und brachten alles wieder durcheinander.“ „Prophylaktisch“ meinte er aber auch durchaus ernst, wenn seine Darlegungen dem einen oder anderen „seelische Kopfschmerzen“ verursachen sollten: die „Pyramidons“ habe er nicht; für sie wäre der Spiritual zuständig. Für mich als Studenten jedenfalls waren damals gerade die Vorlesungen von Otto Kuss, der auch einst (vermutlich mehrmals) den Antimodernisteneid hatte ablegen müssen, die theologisch anregendsten und Beleg dafür, dass dieser Eid, obwohl immer noch mitgeschleppt und uns abverlangt, die theologische Forschung nicht (mehr) berühre.³

„Modernismus“ in römischer Sicht und was „die Modernisten“ bewegte

Im Rahmen dieses Beitrags ist es nicht möglich, ausführlicher auf den von Pius X. und seinen Beratern bekämpften „theologischen Modernismus“ und dessen angebliche „Spielarten“ sowie auf die verheerenden Folgen der „Modernismus“-Kämpfe während dieses Pontifikats am Vorabend des Ersten Weltkriegs in sachlicher und personeller Hinsicht einzugehen. Wenn Peter Neuner⁴ bereits in den ersten vier Jahren des Pontifikats Pius' X. 35 und bis zum Tod des Papstes annähernd 150 indizierte Schriften zählt und feststellt, dieser Pontifikat sei von einer fast ununterbrochenen Kette von Indizierungen und Verurteilungen geprägt gewesen – von einer Verurteilungsflut, wie es sie seit den Jansenismuskämpfen des 17. Jahrhunderts nicht mehr gegeben habe –, und wenn man

² E. Haenchen, *Der Weg Jesu. Eine Erklärung des Markus-Evangeliums und der kanonischen Parallelen*, Berlin 1968; *Ders.*, *Die Apostelgeschichte* (KEK, Dritte Abt.), Göttingen 1961.

³ Freilich habe ich später auch – nicht ohne Nachdenklichkeit – Otto Kuss' Schrift „Dankbarer Abschied“ (München 1981) mit der Widmung „Meinen Mitbrüdern vom 1. Februar 1931 und allen denen, die wissen wollen, wie es mir in den letzten fünfzig Jahren ergangen ist und wo etwa ich heute stehe“ zur Kenntnis genommen, ebenso seine Meditationen „Jesus und Sokrates. Meditationen eines Münchener Theologieprofessors auf der nachdenklichen Fußwanderung von Flensburg nach Syrakus“. Und manche seiner in den Vorlesungen geistvoll hingeworfenen Nebenbemerkungen sind mir in ihrer ganzen Tiefe dessen, was ihn dabei bewegt hatte, im Nachhinein ganz klar geworden.

⁴ P. Neuner, *Ein mißlungener Versuch der Begegnung mit der Neuzeit. Die Modernismus-Kontroverse und ihre Folgen*, in: M. Weitlauff (Hg.), *Kirche im 19. Jahrhundert*, Regensburg 1998, 186–206; hier 204f.: die mit meiner Erfahrung übereinstimmende „persönliche Schlußbemerkung“. – Eine gute Einführung in die ganze Problematik bietet: P. Neuner, *Der Streit um den katholischen Modernismus*, Frankfurt a.M. – Leipzig 2009. – H. Wolf: *J. Schepers (Hg.)*, „In wilder zügelloser Jagd nach Neuem“. 100 Jahre Modernismus und Antimodernismus in der katholischen Kirche (Römische Inquisition und Indexkongregation 12), Paderborn – München – Wien – Zürich 2009.

weiter die nicht bekannte, aber gleichwohl erhebliche Zahl jener katholischen Theologen und Philosophen miteinbezieht, die intern gemäßregelt worden sind, ohne dass man zugleich ihre Publikationen öffentlich verurteilt hat, die dadurch eingeschüchtert und verängstigt überhaupt nichts mehr zu publizieren gewagt haben oder auf theologisch kaum relevante Randthemen ausgewichen sind, dann kann man sich eine ungefähre Vorstellung davon machen, wie viele theologisch „Tote“ oder „Schwerverletzte“ auf dem „Schlachtfeld“ geblieben sind, wie viele wissenschaftliche Laufbahnen abrupt zerstört, wie viele persönliche Schicksale die „Inquisitoren“ diesseits und jenseits der Alpen auf dem Gewissen haben, vom Schaden für die Entwicklung der katholischen Theologie, die für Jahrzehnte zurückgeworfen wurde, ganz zu schweigen.

Um nur kurz auf den historischen Sachverhalt einzugehen: Die Modernismuskämpfe am Beginn des 20. Jahrhunderts – hier speziell auf Deutschland bezogen – müssen in der Perspektive der theologischen Auseinandersetzungen seit etwa der Mitte des 19. Jahrhunderts gesehen werden, als zwei theologische Richtungen sich unversöhnlich gegenüberstanden und schließlich aufeinander prallten. Das war auf der einen Seite die römisch-neuscholastische Schule, die vornehmlich von den in Rom tätigen Vätern der 1814 päpstlich wiederhergestellten Gesellschaft Jesu – darunter einflussreiche deutsche Jesuiten – und ihren dort (am Collegium Germanicum) ausgebildeten Schülern dominiert wurde, aber beispielsweise auch von den Dominikanern in Rom, und, völlig ahistorisch ausgerichtet, an die „Philosophie und Theologie der Vorzeit“, nämlich an eine sehr verengt verstandene mittelalterliche Scholastik, anzuknüpfen und diese im Sinne *abgrenzender Norm* philosophischen und theologischen Denkens in der Kirche generell durchzusetzen suchte.⁵ Das war auf der anderen Seite eine liberal-katholische Richtung, die in die Zeiten des Humanismus zurückreichte, Impulse der Aufklärung aufgenommen hatte, sich dem historischen und naturwissenschaftlichen Denken und ganz vorsichtig auch den modernen philosophischen Systemen (zumindest in Auseinandersetzung mit ihnen) öffnete, darum bemüht, die von den modernen Wissenschaftszweigen entwickelten Methoden für eine zeitgemäße Theologie fruchtbar zu machen. Ihr Schwerpunkt lag vornehmlich in der mit den „protestantischen Wissenschaften“ in Konkurrenz stehenden deutschen katholischen Universitätstheologie. Ignaz von Döllinger (1799–1890), der in der zweiten Hälfte seines Lebens in gewisser Weise das Haupt, jedenfalls aber der anerkannte Repräsentant dieser Richtung war, sprach deshalb pointiert von der „deutschen“ und von der „römischen“ Schule. Aus den von Vertretern beider Richtungen hart geführten und von nicht wenigen römischen Verurteilungen deutscher Theologen begleiteten Auseinandersetzungen ging mit dem Ersten Vatikanum die „römische“ Schule auf der ganzen Linie als Sieger hervor. Sie hatte theologisch das Konzil beherrscht, ihren Vorkämpfern waren die dogmatischen Entscheidungen dieses Konzils zu verdanken, vor allem die beiden Papstdogmen, und deren Durchsetzung gegen den Widerstand einer ansehnlichen Minorität,

⁵ Siehe hierzu neuestens höchst aufschlussreich bezüglich der Pläne, die an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von diesen Kreisen im Sinne verbindlicher Vorschriften für „katholisches“ Denken in Philosophie und Theologie entwickelt wurden, die ganz aus vatikanischen und anderen Quellen geschöpfte Habilitationsschrift: K. Unterburger, *Vom Lehramt der Theologen zum Lehramt der Päpste? Pius XI., die Apostolische Konstitution „Deus scientiarum Dominus“ und die Reform der Universitätstheologie*. Freiburg i.Br. 2010.

und mit diesen dogmatischen Entscheidungen schien auch die dahinter stehende Theologie dogmatisiert. Über Döllinger, der sich aus historisch-theologischer Überzeugung den dogmatischen Entscheidungen des Konzils nicht unterwarf, wurde die große Exkommunikation verhängt, seine Mitstreiter resignierten oder kehrten der Kirche enttäuscht den Rücken. Im späten 19. Jahrhundert bestimmten Neuscholastik und Neothomismus die theologischen Lehranstalten und die theologisch-literarische Produktion. Abweichende Meinungen wurden nicht geduldet. In seiner Enzyklika *Aeterni patris* von 1879 schrieb Leo XIII. (1878–1903), ganz auf der Linie des großen Programms Joseph Kleutgens SJ (1811–1883) und der von römischen Jesuiten redigierten offiziösen „*Civiltà Cattolica*“, die aristotelisch-thomistische Philosophie, für ihn die höchste geistige Leistung der Menschheit und allein wahre Philosophie, allen katholischen Lehrern als Norm ihres Denkens vor. Und in seiner 1893 erschienenen Enzyklika *Providentissimus Deus* vertrat Leo XIII. mit Berufung auf die Inspiration und den Beistand des Heiligen Geistes ein völlig ungeschichtliches Wahrheitsverständnis; zwar betonte er um der rechten Erfassung des Literalsinnes der Heiligen Schrift willen die Notwendigkeit, die orientalischen Sprachen zu studieren, doch lehnte er die „zum Schaden der Religion unter dem ehrenvollen Namen ‚höhere Kritik‘ eingeführte Kunst“ der Schriftauslegung, also die historisch-kritische Exegese, kategorisch ab und erklärte die Lehre der Kirche, also die Dogmen, „die einmütige Übereinstimmung der Väter“, zur alleinigen Richtschnur für die Auslegung der Heiligen Schrift.

Aber den Geist kann man nun einmal nicht „in spanische Stiefel schnüren“ (um Goethes „Faust“ zu zitieren); das einmal aufgebrochene historische Denken konnte nicht mehr unterdrückt werden, und eine an Universitäten betriebene katholische Theologie konnte man auf Dauer vom Einfluss der anderen universitären Wissenschaften, mit deren Ergebnissen sie unentwegt konfrontiert wurde, nicht abschirmen.

Zum nämlichen Zeitpunkt, als die eben genannte Enzyklika *Providentissimus Deus* erschien, veröffentlichte Alfred Loisy (1857–1940), ein französischer Priester, Professor der Bibelwissenschaften am Pariser *Institut catholique*, aber durch seine Veröffentlichungen längst ins Visier der römischen Inquisition geraten, in der November/Dezember-Nummer 1893 der von ihm zur Behandlung bibelkritischer Probleme begründeten Zeitschrift „*L'Enseignement biblique*“ einen Beitrag über „Die Bibelfrage und die Inspiration“. Darin schrieb er:

„Die Irrtumslosigkeit der Bibel kann nicht die absolute Wahrheit ihres ganzen Inhalts und aller ihrer Sätze in sich schließen. Ein für alle Zeiten und unter allen Ordnungen der Wahrheit absolut wahres Buch ist ebenso unmöglich wie ein viereckiges Dreieck ... Die Bibel ist ein altes Buch, ein Buch, geschrieben von Menschen für Menschen, in Zeiten und Umgebungen, die dem fremd sind, was wir Wissenschaft nennen. Die Irrtümer der Bibel sind nichts anderes als die relative und unvollkommene Seite eines Buches, das eben dadurch, daß es Buch war, eine relative und unvollkommene Seite haben mußte.“ – „Die Wahrheit der Bibel ist eine Wahrheit, die man in gewisser Hinsicht als ökonomische Wahrheit bezeichnen kann. Sie ist koordiniert der Unfehlbarkeit der Kirche, durch welche sie interpretiert wird.“ – „Die Inspiration der Schriften ist zu fassen als eine göttliche Mitwirkung, deren Ziel es war, für die Kirche eine Art Repertorium für die religiöse und sittliche Unterweisung vorzubereiten ... Die Bibel ist wahr, aber die Kirche ist unfehlbar ... Was der Fortschritt der Bibelwissenschaft dem Ansehen der Schrift zu nehmen scheint, enthüllt die

Notwendigkeit des kirchlichen Lehramtes. Die Kritik schafft so die Apologie der Kirche gegen jene Sekten, die auf der Autorität der Bibel allein gegründet sind.“

Was Loisy hier von der Bibel als eines in sehr fernen Zeiten im Rahmen der Denkmöglichkeiten und religiösen Vorstellungen eines fremden orientalischen Kulturkreises entstandenen und ursprünglich an ganz bestimmte Menschen gerichteten Buches aussagte, war Betrachtung der Bibel, genauer der einzelnen sehr unterschiedlichen Schriften des Alten und des Neuen Testaments unter wissenschaftlich literar-historischem Aspekt. Diese Betrachtungsweise war bereits im 17. Jahrhundert vom französischen Oratorianer Richard Simon (1630–1712) durch einige seiner diesbezüglich bahnbrechenden bibelkritischen Werke grundgelegt (wenn auch von einer kirchlichen Zensur sofort abgeblockt) worden, und insbesondere die liberal-protestantische Exegese hat diese Sicht seit dem Ende des 19. Jahrhunderts bis ins Letzte verfeinert. Die daran sich entzündenden wissenschaftlichen Diskussionen haben in vieler Hinsicht klärend gewirkt, so dass die wichtigsten Ergebnisse dieser Forschungen heute zum Allgemeingut der Theologie, auch der katholischen Theologie gehören. Aber die katholische Theologie war zur nämlichen Zeit an diesen Forschungen nicht beteiligt, sie durfte sich nicht beteiligen. In der damaligen kirchlichen Situation nach dem Ersten Vatikanum waren Aussagen wie die zitierten Loisy mit Blick auf das lehramtliche Verständnis der Bibel und der biblischen Inspiration provokant – obwohl in sich abgewogen, weil sie den Erkenntnissen einer historischen Kritik wie dem Kern des kirchlichen Dogmas gerecht wurden. Loisy's Feststellung wurde Anlass zu scharfen Kontroversen, in deren Folge er vom theologischen Lehramt entfernt und mit Publikationsverbot belegt wurde. Der ihm sehr gewogene Erzbischof und Kardinal Guillaume-René Meignan von Tours (1884–1896), Döllingers einstiger Schüler, zuvor selber Professor der Exegese an der Pariser Sorbonne, sagte ihm damals besorgt (und zugleich für uns, aus der Rückschau, bezüglich des *persönlichen* Erkenntnisstandes eines katholischen Exegeten und Bischofs des 19. Jahrhunderts überaus „erhellend“):

„Rom hat nie etwas in diesen Fragen verstanden. Der ganze katholische Klerus ist in einer tiefen Unwissenheit über diesen Gegenstand. Will man ihn dieser entreißen, so läuft man große Gefahr; denn unsere Theologen sind wild, sie würden uns für nichts und wieder nichts auf den Index setzen. Glauben Sie mir, mein kleiner Loisy, man muß klug sein ... Nehmen Sie sich in Acht! Das ist ein Rat eines Vaters. Wenn Sie sich der Gefahr aussetzen, werden die, welche wie Sie denken, Ihnen nicht zu Hilfe kommen ... [Jacques-Bénigne] Bossuet [1627–1704] hat, indem er Richard Simon erstickte, auf Jahrhunderte hinaus die Bibelwissenschaft in der Kirche erstickt. Wenn Sie den Spuren eines Richard Simon folgen, werden Sie keinen besseren Erfolg haben, Sie werden verurteilt werden wie er.“ – „Die Bibel ist, das wissen Sie wohl, ein äußerst merkwürdiges Buch. Wir arbeiten tatsächlich in einem verschlossenen Zimmer. Auch ich habe in sachter, sehr sachter Weise versucht, ein wenig das Fenster zu öffnen; in alle meine Bücher habe ich etwas Nützliches einfließen lassen. Aber was man vor allem vermeiden muß, das ist: sich zu kompromittieren. Mein Leben dürfte deshalb so erträglich gewesen sein, weil ich immer sehr vorsichtig gewesen bin.“

Aber Loisy war eben nicht „sehr vorsichtig“. Als er 1902 seine Schrift „L'Évangile et l'Église“ (Paris 1902) – sein erstes *petit livre rouge* – vorzulegen wagte, in der er in Auseinandersetzung mit Adolf Harnacks (1851–1930) berühmtem Vorlesungszyklus über

„Das Wesen des Christentums“ (1900), vor allem aber mit Blick auf die Neuscholastik, seine Sicht von der Entstehung der Kirche und der Entwicklung ihrer Lehre darlegte, und zwar im Rückgriff auf die Ergebnisse der protestantischen Exegese und mit Hilfe eines Entwicklungsdenkens, wie es John Henry Newman (1801–1890) – der zu seiner Zeit Verfolgte, vor wenigen Wochen Seliggesprochene! – entfaltet hatte, und glaubte, damit eine Apologie der Kirche geliefert zu haben, kam es zur Katastrophe. Loisy wurde verurteilt, am Ende exkommuniziert. Doch insbesondere an seiner Darlegung über die Entwicklung der Kirche aus der Reich-Gottes-Verkündigung Jesu, von ihm als durchaus legitime Entwicklung gedeutet, entzündete sich die Modernismus-Kontroverse. Sie gipfelte im Dekret *Lamentabili sane exitu* des Sanctum Officium vom 3. Juli 1907, das 65 fast ausschließlich aus Loisy's Schriften gezogene und im Wesentlichen eine Entwicklung von Dogma und Lehre behauptende Sätze verurteilte, und in der Enzyklika *Pascendi dominici gregis* Pius' X. vom 8. September 1907, mit der jeder Versuch, moderne Wissenschaftsmethodik für eine zeitgemäße Theologie fruchtbar zu machen, strikt verworfen wurde.

Ohne im Einzelnen den Inhalt dieser Enzyklika, ihre Verwerfungen und scharfen Disziplinarvorschriften darzulegen: *Pascendi dominici gregis* samt allen antimodernistischen Verordnungen im Pontifikat Pius' X. war der autoritative Versuch, den seit langem rücksichtslos forcierten, in den Beschlüssen des Ersten Vatikanums klar artikulierten absoluten Monopolanspruch der neuscholastischen, „römischen“ Theologie auf den „Katholizismus“ im Rahmen einer durchgreifenden Großaktion endgültig und um jeden Preis durchzusetzen. Deshalb gab es auch keinen Bereich der Wissenschaft und der Kultur, der von diesen Verordnungen und Verurteilungen nicht betroffen gewesen wäre. Man wollte offensichtlich dartun, dass die römische Kirchenzentrale über gar alle Bereiche des Lebens die Aufsicht und Kontrolle beanspruche. Was aber speziell den von der Enzyklika verurteilten „theologischen Modernismus“ betraf, so stellte er sich für ihre Verfasser als ein geschlossenes System dar, „Sammelbecken aller Häresien (*omnium haereseon conlectum*)“. Dabei erklärte die Enzyklika „Neuerungssucht“ zum eigentlichen Charakteristikum der „Modernisten“, und zwar unweigerlich in Irrtum führende „Neuerungssucht“, die ihre moralische Ursache in „Neugierde“ (*curiositas*) und „Stolz“ (*superbia*), ihre intellektuelle Ursache aber in „Unwissenheit“ (*ignorantia*) habe: nämlich in der Unkenntnis der vor allem Irrweg und Irrtum bewahrenden (neu)scholastischen Philosophie und ihrer Methode (wie sie zur selben Zeit an den römischen Studienanstalten exerziert wurde). Diese auf „Unwissenheit“ beruhende Neuerungssucht, die stets „mit dem Haß gegen die scholastische Methode“ einhergehe, habe die „Modernisten“ dazu verleitet, die Autorität und Tradition der Väter wie das kirchliche Lehramt in Frage zu stellen, eine Erneuerung der Theologie auf der Grundlage der „modernen Philosophie“ und der „Geschichte der Dogmen“, eine Reform der Geschichte „nach deren Methode und nach modernen Regeln“ anzustreben und endlich sich zu „Reformatoren der Kirche“ aufzuwerfen. Das Grundübel liegt nach Auskunft der Enzyklika in der „falschen Philosophie“, die auch hinter der historischen Kritik in der Exegese stecke. „Voran geht der Philosoph; ihm folgt der Historiker; dann kommt der Reihe nach die innere Kritik und die Textkritik (*Praeit philosophus; illum historicus excipit; pone ex ordine legunt critice tum interna tum textualis*).“ Die besondere Gefährlichkeit der „Modernisten“ bestehe aber im „schlau-

Kunstgriff (*callidissimum artificium*)“, „ihre Lehren [gerade] nicht systematisch und einheitlich, sondern stets nur vereinzelt und aus dem Zusammenhang gerissen vorzutragen“. Das mache die Zusammenschau des Ganzen und die Erkenntnis der wahren Absichten der „Modernisten“ so schwierig, und diese bewusste Verdunkelung ihrer wahren Absichten, nämlich „mit neuen, hinterlistigen Kunstgriffen ... die Lebenskraft der Kirche zu brechen“, werde noch gefördert durch deren „äußerst tätiges Leben, ihre ständige, eifrige Beschäftigung mit gelehrten Arbeiten aller Art und meist durch eine von ihnen zur Schau getragene Sittenstrenge, was alles um so leichter über sie täuschen kann“.

Entsprechend scharf waren im „polizeilichen Teil“ (so Sebastian Merkle) der Enzyklika die disziplinarischen Maßnahmen, die den Bischöfen zur Pflicht gemacht wurden: Sie müssten „diesen stolzen Menschen“ entgegentreten „und sie desto tiefer herabdrücken, je höher sie sich erheben“. In der Zukunft habe die Scholastik (aber eben gerade nicht in ihrer hochmittelalterlichen, diskussionsoffenen Form und Vielfalt der Schulen, sondern in ihrer neuscholastisch-uniformierten „Verdünnung“) wieder die Theologie zu bestimmen. Von der theologischen Lehre sei jedermann fernzuhalten oder zu entfernen, „wer heimlich oder offen dem Modernismus zugetan ist ... oder die Scholastik, die heiligen Väter und das kirchliche Lehramt bemängelt ... ferner wer in der Geschichte, Archäologie oder Exegese Neues sucht (*item qui in historica re, vel archaeologia, vel biblica nova student*)“. Priesterkandidaten dürften fortan an staatlichen Universitäten keine Fächer mehr belegen, die an kirchlichen Ausbildungsstätten studiert werden könnten. Schriften, d.h. die Lektüre, sei durch Einsetzung von Zensoren und Aufsichtsbehörden streng zu überwachen, und über die getroffenen Anordnungen hätten die Bischöfe alle drei Jahre unter Eid dem Heiligen Stuhl Bericht zu erstatten. Hatte Pius IX. in seiner Enzyklika *Quanta cura* mit dem *Syllabus errorum* vom 8. Dezember 1864 gar alles pauschal verworfen, was von der damaligen Welt als Errungenschaften des zivilisatorischen Fortschritts begrüßt wurde, so verwarf Pius X. vier Jahrzehnte später in seiner eifernden Enzyklika *Pascendi* gar alles, was der modernen Wissenschaft und vor allem einer zeitaufgeschlossenen Theologie als Fortschritt galt. Der durch das erwähnte *Motu proprio Sacrorum antistitum* vom 1. September 1910 verpflichtend vorgeschriebene Antimodernisteneid war nichts anderes als ein Eid auf die Enzyklika *Pascendi*: auf die geschärften Sanktionen ihres praktischen, „polizeilichen“ Teils.

„Modernismus“ als ein in sich geschlossenes Denksystem (oder gar als ein Verschwörungsnetz), wie ihn die Enzyklika zeichnete, war eine Fiktion, ein neuscholastisch konstruiertes Phantom, erwachsen aus einer geradezu panischen Angst, die von nicht wenigen Theologen adaptierten modernen Wissenschaftsmethoden könnten das kirchliche System, dem man auf dem Ersten Vatikanum eben mit den beiden Papstdogmen den „krönenden Schlussstein“ aufgesetzt hatte, in Frage stellen oder gar bedrohen. Tatsächlich aber hatte keiner der als „Modernisten“ Gebrandmarkten oder Verdächtigten je erdacht oder sich zu eigen gemacht, was die Enzyklika als „modernistisches System“ vorstellte. Der englische Jesuit George Tyrrell (1861–1909), einer der Gebrandmarkten, den man buchstäblich in den Tod trieb, brachte es auf den Punkt, wenn er feststellte, der Enzyklika sei es bei dem Versuch, den „Modernisten“ als Nicht-Katholiken zu zeichnen, hauptsächlich gelungen, ihn als Nicht-Scholastiker auszuweisen. Er nannte es das große

Verdienst dieses päpstlichen Rundschreibens, dass es mit ungewöhnlichem Mut, ohne jede Zweideutigkeit, „einer erstaunten Welt die vollen logischen Konsequenzen, praktisch ebenso wie spekulativ, einer scholastischen Theologie in all ihrer nackten Unkongenialität“ entdeckt habe. Allerdings erwies es sich als fataler Fehlschluss der Initiatoren der Enzyklika zu glauben, man könnte mittels einer gigantischen Fiktion von „Modernismus“ als einem in sich geschlossenen System das Feld der Theologie von tatsächlich vorhandenen „Modernismen“ reinigen. Die mit Händen zu greifende Diskrepanz zwischen der „Theorie“ und den angedrohten Sanktionen machte es den vielen „Modernisten“ – d.h. den wissenschaftlich arbeitenden Theologen, denen es in Wahrheit um nichts anderes ging, als durch ihre moderner wissenschaftlicher Methodik verpflichtete Forschungsarbeit auf je ihrem Fachgebiet einen Beitrag zu leisten für einen reflektierten, rational vertretbaren christlichen Glauben – leicht, sich mit Überzeugung vom Konstrukt der Enzyklika zu distanzieren und sich infolgedessen auch von den Disziplinarmaßnahmen nicht tangiert zu fühlen. Nirgendwo ist diesbezüglich die Entwicklung besser zu beobachten als an den katholisch-theologischen Universitätsfakultäten in Deutschland – denen in erster Linie die Kampfansage der Enzyklika galt –, was aber nicht heißt, dass es hier keine „Opfer“ gegeben hätte und man hier nicht, wie anderswo auch, vorgezogen hätte, in Deckung zu gehen, von der Behandlung „heißer“ theologischer Themen vorderhand die Finger zu lassen und auf ungefährlich-theologisches Terrain auszuweichen. Dadurch aber verlor die katholische Theologie den Anschluss, es herrschte jahrzehntelang „Friedhofsstille“ (Karl Rahner). Dass mit Wissen und Willen Pius' X. der römische Monsignore Umberto Benigni (1862–1934) mit dem „Sodalitium pianum“ ein ganz Europa umspannendes geheimes Überwachungsnetz aufbaute und leitete, um die „Modernisten“ aufzuspüren und zu jagen, und sich der Papst fast täglich von ihm berichten ließ, ist heute ein zweifelsfrei nachgewiesener Tatbestand.

Der „Fall Joseph Schnitzer“⁶

Auch unsere Münchner Theologische Fakultät wurde in diesen unseligen Streit verwickelt durch den „Fall Joseph Schnitzer“. Für die Fakultät wirkte sich dies umso belastender aus, als sie den Fall des exkommunizierten Ignaz von Döllinger, ihres zweifellos bedeutendsten Mitglieds im 19. Jahrhundert, noch längst nicht überwunden hatte. Der Fall Döllinger hatte die Fakultät durch bischöfliche Verbote, seine Vorlesungen zu besuchen, und das Georgianum durch den bischöflich verfügten Abzug der Alumen in

⁶ Der „Fall Schnitzer“ ist bisher behandelt in: *N. Trippen*, Theologie und Lehramt im Konflikt. Die kirchlichen Maßnahmen gegen den Modernismus im Jahre 1907 und ihre Auswirkungen in Deutschland. Freiburg – Basel – Wien 1977, 268–404; *Ders.: A. Schnitzer*, Aus dem Tagebuch eines deutschen Modernisten. Aufzeichnungen des Münchener Dogmenhistorikers Joseph Schnitzer aus den Jahren 1901–1913, in: G. Schwaiger (Hg.), Aufbruch ins 20. Jahrhundert. Zum Streit um Reformkatholizismus und Modernismus, Göttingen 1976, 139–222; *O. Weiß*, Der Modernismus in Deutschland. Ein Beitrag zur Theologiegeschichte, Regensburg 1995, 315–336. – Über die Situation der Münchner Theologischen Fakultät an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert informiert ausgezeichnet die leider noch ungedruckte theol. Lizentiatsarbeit von *K. Unterburger*, Kirchen- und Dogmengeschichte an der Universität München zwischen dem I. Vatikanischen Konzil und der Modernismuskrise. Die Professoren Joseph Bach, Isidor Silbernagl und Alois Knöpfler, München 1998.

schwerste Existenznot gebracht. Zwar konnte eine Sprengung der Fakultät vermieden werden, und da immerhin der Erzbischof von München und Freising und der Bischof von Augsburg dem Georgianum die Treue hielten, konnte das Haus überleben. Aber bei Lehrstuhlbesetzungen musste die Fakultät mit äußerster Vorsicht zu Werke gehen, um jeden kirchlichen Anstoß zu vermeiden. Man sah sich gezwungen, auf zweit- und dritrangige Kandidaten auszuweichen, deren Vorlesungen und Kathederblüten dann Hörern aller Fakultäten zum Gaudium dienten und das Ansehen der Fakultät in Misskredit brachten.

Als 1901 Prof. Joseph Bach, Priester des Bistums Augsburg und Inhaber des Lehrstuhls für Apologetik, Dogmengeschichte, Symbolik und Pädagogik, ein tüchtiger Forscher, starb, schlug die Fakultät für seine Nachfolge einstimmig *unico loco* Joseph Schnitzer vor. Der Antrag passierte problemlos den Senat, und so wurde Schnitzer 1902 vom Prinzregenten Luitpold zum ordentlichen Professor für Dogmengeschichte, Symbolik und Pädagogik ernannt. 1859 in Lauingen geboren, hatte Schnitzer nach dem Abitur am Gymnasium in Dillingen und dem Philosophiestudium am Lyzeum St. Stephan in Augsburg von 1881 bis 1884 als Georgianer an der Universität München Theologie studiert und war am 31. Juli 1884 im Georgianum zum Priester des Bistums Augsburg geweiht worden. Neben seiner Kaplanstätigkeit an vier Orten, zuletzt in Moorenweis, arbeitete er an seiner Dissertation über „Die Lehre des Berengar von Tours über das hl. Abendmahl“, ein Thema, das ihm der Kanonist Prof. Isidor Silbernagl (1831–1904) empfohlen hatte. Auf Grund dieser Untersuchung und einer glänzenden öffentlichen Disputation wurde er am 26. Juli 1890 von der Münchner Fakultät mit dem höchsten Prädikat *prorsus insignis* zum Dr. theol. promoviert. Erst jetzt stellte ihn sein Bischof für weitere Studien frei, die ihn nach Berlin, Wien und Rom führten. Wie schon seine Dissertation, so zeigte ihn auch seine nächste Untersuchung über „Die Gesta Romanae Ecclesiae des Kardinals Beno und andere Streitschriften der schismatischen Kardinäle wider Gregor VII.“ (1892) nach einem Wort Joseph Bernharts „auf Geister des Konflikts gerichtet“. 1893 erfolgte seine Ernennung zum a.o. Professor am Lyzeum in Dillingen. Hier verfasste er u.a. sein „Katholisches Eherecht“ (1897) und beschäftigte sich mit dem wegen seiner Anklagen gegen den Borgia-Papst Alexander VI. (1492–1503) von der Inquisition verurteilten, gehenkten und auf dem Scheiterhaufen verbrannten Florentiner Dominikaner und Bußprediger Girolamo Savonarola (1452–1498). Er publizierte die Ergebnisse seiner Forschungen 1898 in einer fünfteiligen Artikelserie („Savonarola im Lichte der neuesten Literatur“) in den „Historisch-politischen Blättern“. Mit diesem Thema hatte er allerdings gefährliches Terrain betreten. Fürstbischof Simon Aicher von Brixen (1816–1910, seit 1884 Bischof) sondierte in Rom, vermutlich auf Drängen des streng konservativen, papst- und kurienfreundlichen Papsthistorikers Ludwig von Pastor (1854–1928), ob man mit Aussicht auf Erfolg gegen ihn eine Indizierung anstrengen könne. Schnitzer, vom Herausgeber der „Historisch-politischen Blätter“ gewarnt, reiste nach Rom und suchte das Gespräch mit dem (gefürchteten) Sekretär der Indexkongregation P. Thomas Esser (1850–1926), der, selber Dominikaner, ihn wider Erwarten zu weiteren Forschungen ermutigte, freilich nicht aus Sympathie für Schnitzer, sondern wegen der Zugehörigkeit Savonarolas zu seinem Orden, dem an dessen Rehabilitierung gelegen war. Immerhin scheint das Gerücht von einem schwebenden Indizierungsverfahren mit beigetragen zu haben, dass Schnitzer als Kandi-

dat für den kirchengeschichtlichen Lehrstuhl in Würzburg 1898 scheiterte. Aber die Münchner Fakultät hielt zu ihrem Schüler, und mit seiner Berufung auf den Lehrstuhl für Dogmengeschichte, Symbolik und Pädagogik verband sie die Hoffnung, dass er, ein faszinierender akademischer Lehrer und fruchtbarer Forscher, seinen Beitrag leisten werde, um der Fakultät aus ihrer „Talsole“ wieder herauszuhelfen.

Doch die Atmosphäre war durch die anhebende Modernismus-Kontroverse vergiftet. Bespitzelung war an der Tagesordnung, Angst ging um, und natürlich gab es auch in der Studentenschaft der Theologie Leute, nach deren Meinung bereits kritischen Anfragen oder auch Thesen der Ruch des Häretischen anhaftete. Nun hatte zwar Joseph Bach eine zweibändige (unvollendet gebliebene) „Dogmengeschichte des Mittelalters vom christologischen Standpunkte ...“ (1873–1875) publiziert, aber nicht eine einzige Stunde über Dogmengeschichte gelesen. Schnitzer dagegen bot von Anfang an (neben Pädagogik) jeweils eine vierstündige „private“ Vorlesung über Dogmengeschichte an (in der Regel jeweils Montag, Dienstag, Donnerstag und Freitag von 17–18 Uhr): „privatim“, weil Dogmengeschichte im regulären Theologiestudium kein Prüfungsfach war. Er behandelte in diesen Vorlesungen auch die Evangelienfrage, das Synoptikerproblem, die Zweiquellen-theorie, die Verfasserschaft des Johannesevangeliums, die Leben-Jesu-Forschung im 19. Jahrhundert usw., d.h. er begann mit der neutestamentlichen Überlieferung (und kam damit dem Inhaber des Lehrstuhls für neutestamentliche Exegese, Prof. Otto Bardenhewer [1851–1935], in gewisser Weise in die Quere); bei der Vorbereitung seiner Vorlesungen bediente er sich der Werke liberal-protestantischer Theologen, vor allem des dreibändigen „Lehrbuchs der Dogmengeschichte“ (1886–1890) des großen Berliner Theologen Adolf Harnack (1851–1930), und machte wohl auch aus seiner geistigen Nähe zu ihnen kein Geheimnis. Aber dogmengeschichtliche Werke katholischer Provenienz von einiger wissenschaftlicher Solidität gab es kaum. Die Themen, die er behandelte (und wie er sie behandelte), gehören heute ganz selbstverständlich zum Katalog katholischer Exegese und Dogmengeschichte; damals betrat man mit ihnen jedoch den „Weg unter das Damoklesschwert“ (Joseph Bernhart).

Wie gefährlich es war, unumstößliche wissenschaftliche Tatsachen zu nennen, wenn sie der herrschenden Kirchenmeinung widersprachen, dafür nur ein Beispiel. Karl Bihlmeyers Neubearbeitung der „Kirchengeschichte“ Franz Xaver Funks etwa (des nachmaligen „Bihlmeyer-Tüchle“) zur nämlichen Zeit drohte allen Ernstes die Indizierung, weil der Bearbeiter dem unbestreitbaren historischen Tatbestand entsprechend gewagt hatte zu schreiben, dass die altchristlichen Konzilien von den römischen Kaisern einberufen worden waren – so die Aussage Hermann Tüchles.

Zudem veröffentlichte Schnitzer in den Jahren 1905–1907 kritische Beiträge in der reformistischen Zeitschrift „Das Zwanzigste Jahrhundert“ und in den „Süddeutschen Monatsheften“, allerdings zumeist pseudonym, desgleichen unter dem Pseudonym „Willibald Weber“ die Streitschrift „Die Vorbildung des katholischen Klerus in Bayern“ (Augsburg 1906, München ²1907), in der er vor allem gegen die Besetzung exponierter Stellen mit römischen Jesuitenschülern und *Doctores Romani* polemisierte. Die pseudonyme Deckung schützte ihn zwar mit Maßen vor Angriffen, aber mit den inzwischen vorgelegten drei Bänden „Quellen und Forschungen zur Geschichte Savonarolas“ (1902–

1904) und mit seinen nach und nach einen beachtlichen Hörerkreis anziehenden dogmengeschichtlichen Vorlesungen, in denen er sich offensichtlich zu manchen salopp hingeworfenen Bemerkungen (wie beispielsweise: „Da hat sich Jesus wieder einmal geirrt.“) hinreißen ließ, versetzte er ängstliche Gemüter und „hochkirchliche“ Kreise in helle Aufregung. Als zweifellos erschwerender Umstand kam hinzu, dass Harnack in seiner berühmten Kaiser-Wilhelm-Geburtstagsrede über „Protestantismus und Katholizismus in Deutschland“ vom 27. Januar 1907 in der Aula der Berliner Universität vor erlauchtem Publikum neben ein paar anderen Forschungsarbeiten aus „katholischen“ Federn, für ihn Zeichen eines höchst begrüßenswerten wissenschaftlichen Aufschwungs innerhalb der katholischen Theologie, Schnitzers oben genannte dreibändige „Quellen und Forschungen“ rühmend hervorgehoben hatte: „Die neueste Untersuchung über Savonarola, ebenfalls von einem katholischen Priester, ist an Sachkunde und unparteiischem Urteil nicht zu übertreffen.“⁷ Als katholischer Theologe von einem liberalen Protestanten belobigt zu werden, machte verdächtig. Die Denunzianten fielen über Schnitzer her, auch solche, die seine Vorlesungen nur vom Hörensagen kannten. Wenn man Ludwig von Pastor glauben darf, dann hatte ihm Pius X. gesagt, er habe sich die Vorlesungen Schnitzers ins Italienische übersetzen lassen und selbst gelesen (was indes ziemlich unglaubwürdig ist). Aber wenn Schnitzers Vorlesungen tatsächlich nach Rom gelangt waren, dann doch wohl nur als Hörermitschriften.

Schließlich brachten zwei Artikel das Fass zum Überlaufen: zum einen sein in höchster Erregung hingeworfener, passagenweise aggressiver Artikel über „Die Enzyklika Pascendi und die katholische Theologie“ in der „Internationalen Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“. Der Herausgeber dieses Blattes, das als wöchentliche Samstag-Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung“ erschien, hatte ihn im Rahmen einer ganzen Artikelserie zum Thema „Enzyklika *Pascendi*“ zur Mitarbeit eingeladen. Der Artikel wurde, vom Herausgeber inhaltlich gemildert, in der Ausgabe dieser Zeitschrift vom 1. Februar 1908 abgedruckt. Aber schon die Einleitung war bewusst provozierend. Schnitzer berichtete eine vom französischen Benediktinergelehrten Germain Morin (1861–1946) in der „Revue Bénédictine“ des Vorjahres (24 [1907] 60) erzählte Story, wonach „in einer zahlreichen und vornehmen römischen Versammlung ... jüngst ein römischer Prälat, Vorstand einer Kongregation, bitter darüber Beschwerde geführt“ habe, „daß Gelehrte wie die *Bollandisten*“ und andere, „auch *P. Morin* selbst, sich erlaubten, öffentlich, sei es in Vorträgen, sei es in Zeitschriften, Ansichten auszusprechen, die auf eine Änderung oder Verbesserung in liturgischen Dingen abzielten. ‚Darüber im einzelnen zu schreiben, ist *unsere Sache*‘, betonte der Prälat ausdrücklich. ‚Wir (römische Prälaten) al-

⁷ A. Harnack, Protestantismus und Katholizismus in Deutschland. Festrede, gehalten am Geburtstage Sr. Majestät des Kaisers und Königs den 27. Januar 1907 in der Aula der Berliner Universität, Berlin 1907. Abgedruckt in: K. Nowak (Hg.), Adolf von Harnack als Zeitgenosse. Reden und Schriften aus den Jahren des Kaiserreichs und der Weimarer Republik I–II, Berlin – New York 1996, 1391–415, hier 402f. – Harnack hat die zum Zeitpunkt des Vortrags wohl bereits im Druck vorliegende Rede Schnitzer zugesandt. Dieser bedankte sich bereits am 7. Februar 1907 schriftlich bei Harnack. Der Brief ist abgedruckt in: M. Weitlauff, „Catholica non leguntur“? Adolf von Harnack und die „katholische“ Kirchengeschichtsschreibung, in: Ders., Kirche zwischen Aufbruch und Verweigerung. Ausgewählte Beiträge zur Kirchen- und Theologiegeschichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts, Hg. von F.X. Bischof und M. Ries, Stuttgart – Berlin – Köln 2001, 316–387, hier 379–381.

lein erfreuen uns des Beistandes und der Erleuchtung des hl. Geistes, um solche Fragen zu behandeln. Jene bilden nur die *ecclesia discens*, wir aber die *ecclesia docens*.“ Und Schnitzer fuhr fort: „Das ist der Geist, aus dem die Enzyklika geboren ist!“ Im weiteren Verlauf seiner Darlegungen behauptete Schnitzer schließlich, die Enzyklika *Pascendi* breche „über bedeutsame Ideale unserer Zeit wie Glaubensfreiheit, Lehrfreiheit, Preßfreiheit, die ganze nichtscholastische Philosophie, die historische Kritik und Methode den Stab“, und es gab für ihn nicht den „leiseste[n] Zweifel“ darüber: „entweder besteht der Heilige Stuhl auf genauer Durchführung der Enzyklika, dann gibt er die theologische Wissenschaft und die theologischen Fakultäten preis; oder Wissenschaft und Fakultäten behaupten sich, dann müssen sie über die Enzyklika wenigstens stillschweigend zur Tagesordnung übergehen“.

Gleichzeitig erschien in der Februar-Ausgabe 1908 der damals liberalen „Süddeutschen Monatshefte“ Schnitzers Rezension der „Legenden-Studien“ des Tübinger Historikers Heinrich Günter. Dieser hatte in seinen genannten Studien auf breiter Quellengrundlage, beispielsweise durch Vergleich echter Martyrerakten mit späteren Überlieferungen, aufgezeigt, dass bei der mittelalterlichen Überlieferung von Martyrer- und Heiligenleben (auch abstruseste) Legendenbildung umso üppiger aus dem Boden schoss, je weiter die Tradition zeitlich vom ursprünglichen Bericht entfernt war. Schnitzer referierte diesen Befund an Hand einer Auswahl höchst anschaulicher Beispiele, um zum Schluss den Schritt zur Jesus-Überlieferung in den Evangelien zu tun:

„Nun unterliegt aber ohne Zweifel das Lebensbild Jesu demselben historischen Gesetze, wie das seiner Heiligen; man wird also von vorneherein annehmen dürfen, daß auch das Bild des Erlösers, das ja die Phantasie der Gläubigen unaufhörlich aufs regste beschäftigte, von der stille umschaffenden, leise ausschmückenden und verherrlichenden Tätigkeit, die die begeisterte Liebe treuer Anhänger am Gedächtnisse ihrer Helden zu entfalten pflegt, nicht verschont geblieben sein werde. Bedenken wir nun, daß der übereinstimmenden Versicherung hervorragender Forscher gemäß unsere Evangelien nicht von Aposteln, überhaupt nicht von Augen- und Ohrenzeugen des Wirkens Jesu und überdies nicht gleichzeitig, sondern erst Jahrzehnte nach seinem Tode aufgezeichnet wurden, so werden wir uns nicht bloß nicht wundern, auch in den Evangelien legendäre Zusätze anzutreffen, sondern müßten uns im Gegenteil höchlichst wundern, wenn es anders wäre.“

Und dazu dann noch die Konkretisierung seiner Behauptung:

„Günter selbst führt eine Reihe von Beispielen an, daß die kirchliche Abendmahlslehre durch Berufung auf Wunder verteidigt wurde, womit selbstverständlich nicht gesagt werden will, daß sie nur oder auch nur hauptsächlich auf Wunder aufgebaut wurde. Aber jedenfalls berief man sich doch auch auf Wunder ... Und noch in einem Angelpunkt der kirchlichen Dogmatik spielte der Wunderbeweis eine entscheidende Rolle: in der Lehre von der Gottheit Christi, wie denn noch zur Stunde von der Dogmatik Wunder und Weissagungen als die vermeintlich festesten Säulen des christlichen Fundamentaldogmas angeführt werden.“

Es muss in diesem Zusammenhang festgehalten werden: Schnitzer hat mit diesen Bemerkungen weder die bare Ungeschichtlichkeit der Berichte der Evangelien behauptet noch die Gottheit Christi und die grundsätzliche Möglichkeit von Wundern geleugnet.

Nun hatte Schnitzer, wie in einem zum nämlichen Zeitpunkt beim neuen Münchner Nuntius Erzbischof Andreas Franziskus Frühwirth OP (1845–1933) eingelaufenen Denunziations schreiben (vom 4. Februar 1908) behauptet wurde, bereits zu Beginn des Wintersemesters 1907/08 in seiner Vorlesung angedeutet, dass man wohl bald gegen ihn vorgehen werde, er sich aber in diesem Falle nicht unterwerfen werde. Tatsächlich waren dem Münchner Erzbischof Franz Joseph von Stein (1832–1909, seit 1898 Erzbischof), ehemals Theologieprofessor an der Universität Würzburg, Schnitzers dogmengeschichtliche Ansichten bereits hinterbracht worden; denn am Silvesternachmittag 1907 hatte er Schnitzer zu sich gerufen und ihm gegenüber im Laufe einer (ansonsten belanglosen) einstündigen Unterhaltung die Hoffnung ausgesprochen, „daß die Studierenden im Geiste der Enzyklika und des Heiligen Vaters unterrichtet werden und alles unterbleibe, was irgendwelche Beunruhigung unter ihnen hervorrufen könne“. Auf Schnitzers unumwundenes Eingeständnis, dass er für seinen Teil die Enzyklika unmöglich annehmen könne, hatte der Erzbischof, persönlich werdend, mit der Mahnung reagiert, „das sei alles sehr ernst, aber ich solle mir alles wohl überlegen und namentlich an das hohe Gut des katholischen Glaubens denken ... So erwarte er denn, daß ich nicht bloß immer mit den Händen herumfuchteln werde, sondern mir die Sachen ernstlich überlege. Man müsse auch an den Tod denken und an den bei der Priesterweihe und bei der Promotion geleisteten Eid.“ Nicht der geringste Versuch, mit dem Vorgeladenen ins Gespräch zu kommen, auf seine theologischen Probleme einzugehen: Der Erzbischof, ein bekanntermaßen staatsloyaler und konfliktscheuer Prälat, schien nach dem Eindruck Schnitzers nur von der Sorge bewegt gewesen zu sein, möglichst einen kirchlichen Konflikt zu vermeiden und sich alle Aufregungen zu ersparen. Natürlich hätte Schnitzer daraufhin beide Artikel zurückziehen können. Doch er ließ den Dingen ihren Lauf, obwohl der Erzbischof nach jenem Silvestergespräch nochmals den Münchner Kirchenhistoriker Prof. Alois Knöpfler (1847–1921) brieflich gebeten hatte, auf seinen Fakultätskollegen Schnitzer mäßigend einzuwirken.

Von wem auch immer die beiden Artikel in Rom denunziert worden waren: Am Donnerstag, den 6. Februar 1908, empfing der Münchner Nuntius „auf höhere Weisung“ telegraphisch den Befehl, unverzüglich dem Erzbischof von München und Freising folgende Mitteilung zu machen: Der Papst wünsche, dass der Erzbischof den Professor Schnitzer sofort zu sich rufe und ihm erkläre, dass Seine Heiligkeit von der Verwegenheit seiner neuestens publizierten Artikel (*dall'audacia degli articoli del medesimo recentemente pubblicati*) schmerzlich getroffen sei; ferner wünsche der Papst, dass der Erzbischof den genannten Professor auf der Stelle nicht nur *a divinis* suspendiere, sondern ihm auch den Gebrauch der Sakramente verbiete, über ihn somit die kleine Exkommunikation verhängen, in Verbindung mit der energischen Aufforderung zu einem vollen und öffentlichen Widerruf zur Wiedergutmachung des angerichteten Skandals. Der Nuntius leitete weisungsgemäß am Spätnachmittag dieses Donnerstags den päpstlichen Befehl in Abschrift an den Erzbischof weiter, und dieser ließ Schnitzer auf der Stelle, wohl unmittelbar vor

dessen 5 Uhr-Vorlesung, seine Visitenkarte überbringen mit dem handschriftlichen dringenden Ersuchen, „heute Abend 6 Uhr bei ihm auf eine 1/4 Stunde zu erscheinen“.

„Unter immer wieder beteuerten Versicherungen seines Bedauerns und seiner Unschuld – er habe ganz gewiß nichts gegen mich nach Rom geschrieben und der Nuntius auch nicht“ – so Schnitzer in seinen Tagebuchaufzeichnungen – eröffnete ihm der Erzbischof, dass „abends um 1/2 5 Uhr“ bei ihm ein Schreiben der Nuntiatur eingetroffen sei mit dem Auftrag, ihn sofort zu verständigen. Dann rief er seinen Sekretär herbei und verlas das Schreiben. Während der Verlesung kam noch Schnitzers Fakultätskollege Knöpfler dazu, der als Zeuge geladen worden war. Mit der Mahnung an Knöpfler, „treu kirchlich zu bleiben“ und Schnitzer „auf den rechten Weg wieder zurückzuführen“, wurden beide entlassen. Der Erzbischof hatte in alleruntertänigstem Gehorsam *stante pede* „funktioniert“ wie ein Ausführungsorgan der päpstlichen Kurie, wiederum ohne geringste Aussprache mit dem „Angeklagten“. Unmittelbar nach Verlesung der Strafsanktion teilte Erzbischof Stein, ohne gegenüber Schnitzer davon etwas erwähnt zu haben, dem zuständigen königlich-bayerischen Staatsminister des Innern für Kirchen- und Schulangelegenheiten Anton von Wehner (1850–1915) unter Darlegung des „Falles“ mit, dass ihm als Oberhirten nichts anderes übrig bleibe, als den aus seiner Erzdiözese stammenden Theologiekandidaten „die Teilnahme an den Vorträgen und praktischen Kursen des H. Schnitzer zu verbieten“. Auch dem Minister gegenüber beteuerte er, an dem „Fall“ völlig unschuldig zu sein. Dabei bezog er die päpstliche Strafsanktion zunächst lediglich auf den Artikel in der „Internationalen Wochenschrift“. Erst im Nachhinein kam er – wie er dem Kultusminister am 9. Februar 1908 in einem nachgeschobenen Handschreiben mitteilte – „zum Schlusse, daß mit dem *pluralisch* gebrauchten Ausdrücke [*articoli*] nicht lediglich die Abhandlung in der Internationalen Wochenschrift, sondern auch noch ein anderer Artikel, d. i. wohl jener in der Süddeutschen Monatschrift erschienene über ‚Legenden-Studien‘ gemeint sei“; in dieser Auffassung werde er „durch das Wort eines sehr charaktervollen gelehrten Herrn, dessen Name ich discret verschweigen muß. ... bestärkt“, will wohl heißen, dieser Herr hatte ihn erst darauf aufmerksam gemacht: nämlich Schnitzers Fakultätskollege Otto Bardenhewer, der in einem vom Erzbischof angeforderten Gutachten vom 8. Februar 1908 Schnitzers Leugnung von Wundern Jesu mit Berufung auf das Erste Vatikanum (sess. III de fide, can. 4) als eine *propositio formaliter haeretica* und seine Bestreitung des apostolischen Ursprungs der Evangelien als *sententia erronea, temeraria, scandalosa* proskribierte sowie die Abfassung des vierten Evangeliums durch den Apostel Johannes und seine Geschichtlichkeit mit der Entscheidung der päpstlichen Bibelkommission vom 29. Mai 1907 begründete.

Man kann sich in die Seelenlage Schnitzers leicht hineinendenken, auch wenn er äußerlich Fassung bewahrte. Am Tag nach seiner Suspension – Freitag, den 7. Februar – dankte er dem Erzbischof handschriftlich für die ihm erwiesene „väterliche Güte“, um dann zu erklären:

„Ist es mir auch nicht möglich. Ew. Exzellenz das Opfer meiner persönlichen Überzeugung zu bringen. so bitte ich doch die Versicherung entgegennehmen zu wollen, daß es mir durchaus ferne lag und liegt, die Grundlagen des Christentums oder der Kirche, wie man behaupten zu müssen gemeint hat, untergraben zu wollen. Aber die neue Zeit brachte eben

eine Menge neuer Probleme, die behandelt werden müssen, und die, wenn sie auch auf den ersten Wurf noch nicht vollständig gelöst werden können, doch wenigstens den Versuch einer Lösung heischen, die mit den herkömmlichen Anschauungen naturgemäß nicht durchweg im Einklang stehen kann.“

Da er, obgleich vom Erzbischof nicht vorgewarnt, mit einem Besuchsverbot für seine dogmengeschichtlichen Vorlesungen rechnete, es ihm „unter den gegenwärtigen Verhältnissen begreiflich“ schien, er aber dem Ausspruch eines solchen Verbots zuvorkommen wollte, entschloss er sich, an diesem Freitag zur festgesetzten Abendstunde sein letztes dogmengeschichtliches Kolleg zu halten. Thema war gerade die Erklärung des Vaterunsers. Nun waren aber seine beiden Artikel in der Studentenschaft längst bekannt, man reichte sie wohl untereinander herum und war höchst gespannt, wie die Sache wohl ausgehen werde. Das Ganze war eine Sensation. Schon seit Tagen drängten sich mehr und mehr Studenten aller *couleurs* in Schnitzers Vorlesungen, an diesem 7. Februar, wohl auf Grund des inzwischen kursierenden Gerüchts einer bevorstehenden Verurteilung, in einem solchen Massenansturm, dass er ins Auditorium Maximum wechseln musste. „Gewaltiges Trampeln, Händeklatschen, Hoch-Hochrufe; am Schluß tobender, elementarer Beifallssturm“ – so Schnitzer in seinem Tagebuch, was auch der damalige Generalpräfekt im Georgianum, Peter Brummer (1884–1952), nachmals Augsburger Domkapitular, in seiner „Jahreschronik“ bestätigte. Dabei hielt Schnitzer, ohne sich vom fremden Publikum im Geringsten beeindrucken zu lassen, ganz ruhig seine Vorlesung. Erst am Schluss sprach er ruhig und gelassen ein paar Abschiedsworte:

„Glauben Sie nicht, meine Herren, daß ich darauf ausgegangen sei, mit neuen, auffallenden Thesen zu prunken. Die Dinge, die wir behandelt haben, sind in unserer Zeit das tägliche Brot, sind Binsenwahrheiten aller Gebildeten geworden. Nur bei uns sträubt man sich hartnäckig dagegen. Wie lange noch? ... Ich hielt mich verpflichtet, diese schweren Fragen vor Ihnen aufzurollen. Sie sind keine Kinder mehr und haben ein Recht, ein heiliges Recht, nach Wahrheit und voller Wahrheit. Sie stehen an der Schwelle eines Lebensberufes, und Sie sollen, bevor Sie sich endgültig entscheiden und binden, wissen, worum es sich handelt. Später bleiben Ihnen die Dinge nicht erspart. Ich möchte mir nicht den Vorwurf zuziehen, daß Sie einst sagen könnten: ‚Da hat er uns nicht gesagt, wie es steht: entweder hat er es nicht gewußt, dann war er seiner Stelle als Lehrer nicht fähig, oder er hat es gewußt und hat uns das Schwierigste vorenthalten ... ich hege keine Bitterkeit und keinen Groll gegen jemand. Ich hülle mich in den Mantel innerer Ueberzeugung und schreite ruhig meines Weges weiter ... Ich habe getan, was ich tun zu müssen glaubte. Jeder Professor muß zugleich Konfessor sein: der Kenner ein Bekenner, der zu dem, was er vorträgt, auch in der Tat und mit seiner ganzen Person steht. Nur so kann er beweisen, daß es ihm auch wirklich heiliger Ernst ist mit dem, was er sagt. Wie andere die Sache auffassen, ob sie mit mir einverstanden sind oder nicht, kümmert mich wenig ... Ich habe getan, was ich tun zu müssen glaubte.“

Unter den Hörern befanden sich auch noch einige Georgianer, die als Alumnen, wie damals üblich, den schwarzen Talar trugen, so gekleidet auch die Universität besuchten und nun natürlich auffielen. Zwar hatte man im Georgianum in Erwartung des kommenden „Gerichts“ vor weiterem Besuch der Vorlesungen Schnitzers gewarnt; aber einige ließen sich nicht davon abhalten, zumal bislang kein Vorlesungsverbot „ergangen und es ...

überhaupt fraglich [war], ob ein solches ergehen werde“. Ich zitiere die Georgiannschronik: „Schon die bloße Teilnahme mit dem strauchelnden Lehrer, dessen liebenswürdige, offene Persönlichkeit nie ihren Zauber auf die jungen Gemüter verfehlt hat, mußte dazu drängen. Zudem waren die vorhergehenden Tage ruhig und ohne irgendwelche Demonstration verlaufen, so daß auch für den letzten Abend nichts zu befürchten stand, zumal niemand eine Ahnung von der Absicht Schnitzers hatte.“ Doch der konservative „Bayerische Kurier“, der über die „Tumulte“ berichtete, ließ dabei einfließen: „Im übrigen machte es in den letzten Tagen einen merkwürdigen Eindruck, Theologiestudierende im Talar unter den Demonstranten und Neugierigen zu bemerken, die Schnitzers Vorlesungen in naheliegender Absicht besuchten.“

Zwar ließ Schnitzer, um jedes Aufsehen zu vermeiden, bei den „Münchener Neuesten Nachrichten“ und bei der „Münchener Allgemeinen Zeitung“, zwei liberalen Blättern, dringend ersuchen, keinen Bericht über ihn zu bringen; doch ein Hörer lieferte seine Mitschrift der Abschiedsworte an die Redaktion der „Münchener Neuesten Nachrichten“, und am Morgen des folgenden Tags – Samstag, den 8. Februar – konnte man Schnitzers Abschiedsworte in diesem Blatt lesen. Natürlich wurde der „Fall“ von der Presse sofort hochgespielt, von der liberalen mit Wonne, von der Zentrums Presse, zur Verteidigung des kirchlichen Standpunkts, mit giftigen Pfeilen. Schnitzer, inzwischen mit dem Dekret über seine Suspension versehen – er hatte es auf Vorladung beim Münchner Generalvikar Domdekan Johann Baptist Neudecker (1840–1926) an diesem Samstag nachmittags abgeholt, der ihm vorwarf, durch seine Vorlesungen „die Jugend geärgert“ zu haben und auch an die Besessenheit nicht zu glauben –, benützte Sonntag, den 9. Februar, um eine Stellungnahme für den konservativen „Bayerischen Kurier“ zu verfassen. Knöpfler drängte ihn dazu.

In dieser Stellungnahme erklärte Schnitzer, dass er die verschiedenen Fragen, die so sehr Anstoß erregten, „von ganz anderen Gesichtspunkten aus zu behandeln hatte als beispielsweise ein *Dogmatiker*“. Hätte man dies beachtet, so wäre „die Aufregung über die von mir angeblich oder wirklich vorgetragenen Sätze viel geringer“ gewesen. „Mir kam es von Anfang an darauf an, dem allmählichen Werdegang der kirchlichen Lehren nachzugehen und ihrer Entwicklung aus oft recht unscheinbaren Anfängen nachzuspüren; wo aber Entwicklung ist, da ist mit dem Worte selbst schon gesagt, daß am Anfang nicht alles schon war wie am Ende.“ Er verwahrte sich „auf das entschiedenste“ gegen den Vorwurf, die Gottheit Christi und die Möglichkeit der Wunder zu leugnen. Dass ersterer

„Vorwurf überhaupt erhoben werden konnte, erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß ich den in streng kirchlichen Kreisen unzweifelhaft vorhandenen monophysitischen Neigungen, die Gottheit Christi auf Unkosten der Menschheit einseitig zu betonen, umgekehrt die *menschliche* Seite stark und entschieden hervorhob; dazu hielt ich mich aber um so mehr für berechtigt, als ich als Historiker naturgemäß von der historisch-menschlichen Persönlichkeit Jesu ausgehen mußte“.

Und was den zweiten Vorwurf betraf, so halte er sich, ohne die *Möglichkeit* der Wunder in Frage zu stellen, ehe er „ein Wunder zugebe, für berechtigt und verpflichtet, zu prüfen, ob denn das fragliche Ereignis auch wirklich historisch feststehe und ob es sich nicht auf

rein natürliche Weise erklären lasse ...“. Er überreichte diese Stellungnahme persönlich am Montagmorgen dem Redakteur des „Bayerischen Kuriers“, einem ehemaligen Dillinger Schüler, der nichts Besseres zu tun wusste, als den Text dem Ordinariat vorzulegen und ihn am nächsten Tag mit einer vom Ordinariat (wohl vom Generalvikar) verfassten Nachbemerkung (wie Schnitzer annahm oder in Erfahrung brachte) abzdrukken:

„Soweit Herr Professor Schnitzer. Er huldigt denn doch einem unbegründeten Optimismus, wenn er glaubt, seine Anschauungen über die Wunderberichte der Evangelien, die Annahme eines ‚Aberglaubens Jesu‘, ‚unrichtige Prophezeiungen‘ des Heilandes könnten in Einklang mit der katholischen Lehre gebracht werden. Uns scheint, sie führen in geradeliniger Fortsetzung zu Dr. [!] F. Strauß, Renan und anderen. Im Kerne ist damit Christus die Göttlichkeit abgesprochen.“

So einfach lagen für diesen Kommentator die Dinge, und die konservative Presse akklamierte ihm.

Am Montag, den 10. Februar, war er von Franz von Stockhammern (1873–1930), auch einem ehemaligen Dillinger Schüler, inzwischen Beamter im Bayerischen Staatsministerium des königlichen Hauses und des Äußern, zum Nuntius „hingeschleppt“ worden. Dieser sei „ungemein liebenswürdig“ gewesen, habe den Artikel in der „Internationalen Wochenschrift“, „obschon unehrbietig“ als „dogmatisch einwandfrei“ bezeichnet und über ihn gar nicht viel gesagt, umso mehr aber über den Aufsatz „Legendenstudien“ in den „Süddeutschen Monatsheften“: Dieser Aufsatz bilde „dogmatisch ... den Stein des Anstoßes“, den solle er „zurücknehmen“. Er sei ganz verwundert gewesen, dass er, Schnitzer, sich weigerte, „und spricht von der Lehre der Kirche, die ich viel gründlicher studieren solle. Denn die Kirche bilde die Grundlage, in ihr lebt und lehrt Jesus fort. Warum soll Jesus keine Wunder wirken, sagte er, wenn er doch Gott ist? Und eine Viertelstunde später im weiteren Gespräch: Warum soll Jesus nicht Gott sein, wenn er doch Wunder wirkt? Ob denn etwa die Savonarola-Studien einen ungünstigen Einfluß auf mich gemacht hätten?“ – so Schnitzer in seinem Tagebuch. Nach dem Bericht des Nuntius über Schnitzers Besuch an den Erzbischof vom 11. Februar habe er Schnitzer „an das Gebet erinnert, um die kostbarste Gabe Gottes, den hl. Glauben, zu bewahren. Herr Professor Dr. Joseph Schnitzer erregt mein größtes Mitleid. Er ist ein Opfer der kritisch-historischen Methode, welche vor dem von Christus eingesetzten höchsten Lehramte in der Kirche nicht Halt macht. So sehr ich wünsche, daß er den Weg zur hl. Kirche bald wieder finde, so wagte ich gestern doch nicht, ihn zu einem sofortigen Entschlusse zu drängen. Möge es guten Freunden, vor allem aber Euerer Exzellenz gelingen, ihn der Kirche wieder zuzuführen.“ Von Seiten des Erzbischofs ging aber diesbezüglich keine Initiative aus, mit Schnitzer nochmals persönliche Fühlung zu nehmen.

Bereits am 9. Februar 1908, einen Tag nach Schnitzers letztem dogmengeschichtlichen Kolleg, waren von Seiten der Bischöfe und Ordinariate in Augsburg, München, Passau und Speyer übereinstimmende oberhirtliche Verbote für Theologiestudenten, Schnitzers Vorlesungen zu besuchen, ergangen (Regensburger und Eichstätter Alumnus war seit dem Ersten Vatikanum das Theologiestudium an der Universität München überhaupt untersagt). Angesichts dieser Eile gewinnt man den Eindruck von einer wie am Schnürchen

funktionierenden „konzertierten Aktion“: so gefährlich war der Mann! Schnitzers Augsburger Heimatbischof Maximilian von Lingg hatte sich, gedrängt durch „dessen öffentliche Stellungnahme zur Enzyklika Pascendi“, bereits mit Schreiben vom 6. Februar 1908 an den Münchner Erzbischof gewandt: „Ich denke mir, Euere Exzellenz werden Schnitzer wohl haben vorrufen und vernehmen lassen“; nur „wenn sich derselbe bereit erklärt hat oder erklären würde ... öffentlich zu widerrufen [!], wollte ich vorderhand von einem Verbot an meine Kandidaten, Schnitzers Vorlesungen zu besuchen, noch Abstand nehmen. Andernfalls werde ich mein Gewissen verbinden, vorzugehen.“ Dies geschah mit Schreiben vom 8. Februar 1908 an den Kultusminister: Sein Besuchsverbot für die „Vorlesungen und praktischen Kurse“ Schnitzers, der „wegen seiner schon lange sehr zweifelhaften, letzthin aber notorisch hervorgetretenen unkirchlichen Gesinnung *a divinis* suspendiert wurde“, komme ihn „umso schwerer an, als Dr. Schnitzer aus meiner Diözese stammt und würde ich es mit wahrer Freude begrüßen, wenn derselbe durch einen entschiedenen und offenen Widerruf das gegebene Ärgernis wieder gutmachen würde. Ich würde auch sofort meine Maßregel zurücknehmen.“

Schnitzers Optimismus, er könnte wenigstens seine pädagogischen Vorlesungen und Übungen noch fortsetzen, da diese nichts mit Dogmengeschichte zu tun hätten, erwies sich als gänzlich illusorisch. „Mit zitternder Stimme“ verlas der Direktor des Georgianums Prof. Andreas Schmid vor den versammelten Alumnen „in seiner Eigenschaft als Ephor die oberhirtlichen Verbote ... Und dann kam, was wir befürchtet: Herr Direktor hatte aus den Zeilen des bayrischen Kuriers das Schlimmste herausgelesen, und mit Schmerz erstickter Stimme kam der Vorwurf: Warum habt ihr mir das getan?“ Zweifellos zitterte und erstickte die Stimme des Georgianumsdirektors und Pastoraltheologen der Fakultät nicht, weil er die – ihm persönlich sehr erwünschten – Verbote verlesen musste, sondern weil er mit Grund eine oberhirtliche Rüge befürchtete, die Zügel seiner Hausgemeinschaft nicht straff genug in Händen zu haben.

Bemerkenswert aufschlussreich bezüglich ihrer „Offenheit“ ist die Reaktion der Georgianer, jedenfalls ihrer Mehrzahl, nach dem Bericht des oben genannten Generalpräfekten: „Ohne Zweifel wären die Verbote mit Jubel oder doch einem erleichterten Aufatmen entgegengenommen worden, wenn sie sich nur auf die Dogmengeschichte erstreckt hätten; aber sie griffen auch über auf Pädagogik und pädagogisches Seminar: daher betroffenes Schweigen.“

Als Dogmenhistoriker stand Schnitzer somit auch bei der Mehrzahl der Georgianer in der Kritik. In der Tat befand sich Schnitzer längst nicht mehr auf dem Boden damals geltender bzw. verordneter „maximalistischer“ dogmatischer Anschauungen. Doch was er damals lehrte bzw. was seine damalige theologische Überzeugung geworden war, ist heute innerhalb der katholischen Theologie weitestgehend rezipiert. Das ist die Tragik vieler „Modernisten“, dass sie heute in ihren wissenschaftlichen und reformistischen Anliegen weitestgehend gerechtfertigt sind, damals aber um der Erhaltung des „vaticanischen“ Systems willen – von „Glaubenswächtern“ kontrolliert und verfolgt, die dem wissenschaftlichen Denken und Forschen völlig fern standen – als heterodox oder häretisch aus der Kirche hinausgedrängt oder zur inneren Resignation gezwungen wurden. Schnitzer unterwarf sich nicht. „Ich glaube ja längst nicht mehr alle diese Dinge, die von mir zu

glauben verlangt werden; es wäre niedrigste Heuchelei und Feigheit, nun zu Kreuze zu kriechen; in beiden Lagern würde ich verachtet, und die Orthodoxen würden mir ja doch nicht glauben.“ – So sein Tagebucheintrag schon vom Silvestertag 1907. Sein engster Schüler Leonhard Fendt (1881–1957), damals Kaplan in Krumbach, hatte ihm offen erklärt: „Alle ihre Schüler würden an Ihnen irre werden, wenn Sie sich solchen Entscheidungen unterwerfen würden.“

Schnitzer ließ sich bereits am 12. Februar für den Rest des Wintersemesters beurlauben und zog sich auch von München zurück, um dem „Rummel“ zu entfliehen. Wie sehr ihn die kirchliche Maßregelung samt der Abwendung zumindest eines Teils seiner Fakultätskollegen belastete, belegen zwei ärztliche Atteste (vom 11. Februar und 2. April 1908). Dieser „Rummel“ freilich hatte seine unmittelbare Folgeursache in einer Stellungnahme Bardenhewers zu Beginn seiner Vorlesung am Montag, den 10. Februar 1908. „Worte der Beruhigung“ nannte er seine Stellungnahme, in der er Schnitzers Artikel gegen die Enzyklika als eine Ansammlung von „einige[n] schlechte[n] Anekdoten“, „öde[n] Schimpfeereien“, „plumpe[n] Anwürfe[n] und schwere[n] Beschuldigungen“ abtat: „alles ganz gewöhnliche Gemeinplätze, wie wir sie, wenn wir Zeit und Lust hätten, in jeder liberalen Zeitung lesen könnten“. Als „inhaltlich und sachlich bedeutender“ bezeichnete er den Aufsatz über „Legendenstudien“. Schon aus der Behauptung, „alle Wunder schlechtweg, auch die in den Evangelien erzählten, gehörten der Legende an“, erhelle, „daß der Verfasser nicht mehr auf katholischem, ja überhaupt nicht mehr auf christlichem Standpunkt steht“. Und wenn er des weiteren behauptete, „auch die Berichte der Evangelien trügen legendären Charakter an sich, wo doch „sogar von rationalistisch protestantischen Exegeten in übereinstimmender Weise versichert werde, daß die Evangelien von Aposteln und Augen- und Ohrenzeugen verfaßt seien“, so sei „für den Kenner der Verhältnisse ... klar, daß Schnitzer nicht mehr auf katholischem Boden steht und schon länger innerlich mit der Kirche verfallen ist“. Bardenhewer schloss seine „Worte der Beruhigung“ mit der Aufforderung an die Studierenden, „treu an ihrem Glauben festzuhalten und sich nicht durch solche Beifallskundgebungen, wie sie in letzter Zeit in Hörsaal und Presse kundgegeben wurden, beirren zu lassen“. So jedenfalls nach einer in der „Augsburger Postzeitung“ vom 12. Februar 1908 abgedruckten Hörermitschrift.

„Ein donnernder Beifall zeigte, wie ersehnt von Seite der Studierenden solch ein Maneswort ist. Bedauerlicherweise sind bis dato gerade die berufenen Vertreter der von Prof. Schnitzer angegriffenen Lehrpunkte noch mit keinem Worte auf diese Sachen eingegangen. Ich denke an Dogmatik und namentlich Apologetik“ – so der Generalpräfekt Brummer. Doch Bardenhewers – tatsächlich sehr unkollegiale – „Worte der Beruhigung“ wurden in verschiedenen Blättern sofort hochgespielt und riefen somit die Demonstranten wieder auf den Plan. „Die Ereignisse drängten sich“, so Brummer. Am 13. Februar war Bardenhewers Hörsaal bereits vor Vorlesungsbeginn „von demonstrierenden Rowdies besetzt“. In Eile wurde die Vorlesung in einen anderen Hörsaal verlegt. Aber kaum hatte Bardenhewer sein Kolleg begonnen,

„da wälzte es sich heran 300–400 pfeifend, johlend, brüllend Hoch Schnitzer! Nieder Bardenhewer! Jetzt ging die Tür ... auf und herein gings. Um ihren bedrohten Lehrer geschart bahnten sich die Überfallenen mit Macht den Durchgang durch die Herde. Jetzt erschien

auch Magnifizenz Dr. Endres auf dem Kampfplatze und suchte in taktvollen Worten Ruhe zu gebieten. Es gelang wenigstens insoweit, daß Herr Prof. Bardenhewer immer noch umgeben von seinen Getreuen auf die Straße gelangte. Aber draußen gings wieder los – ein Schauspiel für Götter! Unbeschreiblich! Man trennte sich endlich mit dem Rufe: Auf Wiedersehen morgen. In der Tat, sie haben Wort gehalten ...“

Die tumultuarische Situation der folgenden Tage veranlasste den Rektor, „an allen Ecken und Enden“ Universitätsdiener zu postieren, um von Bardenhewers Kolleg ungebetene Gäste fernzuhalten, was schließlich auch gelang.

Aber für Bardenhewer, der „ungemein angegriffen“ aussah und „vor ein paar Tagen einen äußerst akuten Nervenanstfall gehabt“ habe, hatten diese Vorgänge ein höchst unangenehmes Nachspiel. Der akademische Senat forderte in seiner Sitzung vom 13. Februar Bardenhewer zu einer Stellungnahme darüber auf, ob seine in der „Augsburger Postzeitung“ abgedruckte Ansprache tatsächlich stattgefunden habe und „Inhalt und Sinn derselben“ im genannten Blatt „im Wesentlichen richtig wiedergegeben“ seien. Da Bardenhewer dies „im Großen und Ganzen“ bestätigte, wemgleich er „manche einzelne[n] Worte, Wendungen, Sätze ... freilich als unrichtig ablehnen“ müsse, erteilte ihm der akademische Senat eine Rüge: Er habe mit seiner Ansprache „die kollegialen Rücksichten vermissen lassen, die Sie als Mitglied des akademischen Lehrkörpers jedem Kollegen und im gegebenen Falle auch Herrn Professor Dr. Schnitzer schuldig sind. Selbstverständlich ist es Ihnen unbenommen, jedwede Lehrmeinung, die Sie für irrig halten, sachlich zu bekämpfen. Woran wir schweren Anstoss nehmen, ist der persönlich beleidigende Ton Ihrer Polemik.“ Zwar wies Bardenhewer diese Rüge entrüstet zurück, berief sich auf sein Gewissen und erklärte mit Blick auf Schnitzers päpstliche Maßregelung, „dass ich der Person des obersten Hirten und Lehrers der Kirche noch ein ganz anderes Mass von Rücksichten entgegenbringe, als der Person des Herrn Kollegen Schnitzer“; doch wenigstens für „einen Grund“ erhoffte er sich von Seiten des akademischen Senats eine sachliche Würdigung: „Ich habe [im Gegensatz zu Schnitzer] in meiner Eigenschaft als Professor der neutestamentlichen Einleitung und Exegese seit mehr als zwanzig Jahren mit immer tieferer und vollerer wissenschaftlicher Ueberzeugung die Sätze vertreten, daß zwei der vier Evangelien von Aposteln und zwei von Apostelschülern verfasst sind und dass alle vier uneingeschränkte geschichtliche Glaubwürdigkeit beanspruchen dürfen“ (24. Februar 1908).

Schnitzer wurde auf seinen Antrag hin zunächst für das Sommersemester 1908 beurlaubt. Er hatte schon länger eine Reise nach Ostasien geplant und dafür auch „schon ... das Geld ... zusammengespart“. Am 17. Mai 1908 brach er zu dieser Reise auf und besuchte China und Japan. Am 9. Oktober kehrte er nach München zurück. Unter dem Titel „Japanische Pilgerfahrten“ publizierte er darüber in den „Süddeutschen Monatsheften“ einen dreiteiligen Bericht (6/I [1909] 106–115, 244–259, 364–375). Am 16. Oktober zeigte er seine Rückkehr dem Nuntius an, der ihm „stets ein so reiches Maß von Wohlwollen zu erweisen die Güte“ gehabt habe. Zugleich aber erklärte er ihm:

„Eine Änderung meiner wissenschaftlichen Überzeugung ist inzwischen nicht eingetreten; um aber auch den Schein einer Opposition gegen die kirchlichen Behörden wie auch um allen Anlaß zu etwaigen studentischen Demonstrationen zu meiden, gedenke ich im kom-

menden Wintersemester nicht über die mir kraft Lehrauftrages obliegenden Fächer der Dogmengeschichte und Pädagogik, oder über sonstige theologischen Fragen, sondern über Religionsgeschichte, näherhin zunächst über die Religionen der unzivilisierten Völker, zu lesen.“

Nun hatte Schnitzer vor seinem Reiseaufbruch gegenüber dem Rektor der Universität den Wunsch geäußert, in die Philosophische Fakultät versetzt zu werden. Auf Grund eines einstimmigen Senatsbeschlusses hatte Rektor Endres an die Philosophische Fakultät I. Sektion die Anfrage gestellt, ob sie „geneigt“ wäre, Schnitzer „seinem Wunsche entsprechend als Kollegen in ihrer Mitte aufzunehmen mit dem Lehrauftrag für Religionsgeschichte“ (14. Juli 1908). Nach lebhafter, um nicht zu sagen: kontroverser Diskussion in der Fakultätssitzung vom 22. Juli 1908 hatte man sich dort schließlich auf einen Kompromissantrag folgenden Inhalts geeinigt: Man sei bereit, Schnitzer, den man „als wissenschaftlich, besonders historisch denkenden Menschen“ schätze, im Falle seines Ausscheidens aus der Theologischen Fakultät aufzunehmen, sofern er diesbezüglich offiziell den Wunsch dazu äußere, „ohne jedoch jetzt schon den von ihm gewünschten oder irgend einen andern bestimmten Lehrauftrag ins Auge fassen zu können“. Der Antrag war mit zwölf gegen sechs Stimmen und eine Enthaltung angenommen worden. Aber der Bericht des Dekans über diese Abstimmung – des Byzantinisten Karl Krumbacher (1856–1909), der wohl zur Minderheit gehörte – war so abgefasst, dass Kultusminister von Wehner „insbesondere auch im Hinblick auf den eventuellen Charakter der Fakultätsklärung zur Zeit eine ministerielle Verfügung nicht veranlaßt“ sah und den „Antrag des Senats ... unter den obwaltenden Umständen“ als „mindestens verfrüht“ bezeichnete, zumal er auch „die finanzrechtliche Seite der Angelegenheit außer Betracht“ lasse (31. Juli 1908). Ohnehin stand der Minister unter Druck, politisch von Seiten der Liberalen, die im Landtag den „Fall Schnitzer“ zum Anlass genommen hatten, um den Minister im Zeichen der „Freiheit der Wissenschaft“ in die Enge zu treiben und ihm Kirchenhörigkeit vorzuwerfen – von den Pressemeldungen nicht zu reden –, kirchenpolitisch von Seiten des Nuntius, der zwar beteuert hatte, sich nicht in innerstaatliche Angelegenheiten einmischen, geschweige denn diesbezüglich „einen offiziellen Antrag stellen zu wollen“, aber gleichwohl „seine Zuversicht“ betont hatte, „daß die Regierung von sich aus das Richtige und Erforderliche vorkehren werde“ (10. Februar 1908).

Bei einer Besprechung mit Schnitzer am 23. Oktober 1908 über das Problem, „wie er sich die weitere Entwicklung seiner Angelegenheit denke“, zog dieser „die drei sich ergebenden Möglichkeiten“ in Erwägung: „1) Verbleiben in der theologischen Fakultät, 2) Übertritt in die philosophische Fakultät, 3) Rücktritt in den Ruhestand“. Zwar erschien ihm die zweite Möglichkeit „als die wohl erwünschteste Lösung“, ohne allerdings die finanzrechtlichen Schwierigkeiten zu verkennen; die dritte Möglichkeit lehnte er wie die erste zunächst ab, freundete sich aber dann mit ihr an, als ihm der Minister erläuterte, dass es denkbar wäre, ihm mit der Versetzung in den Ruhestand zugleich die Stellung eines Honorarprofessors in der Philosophischen Fakultät zu verleihen. Mit diesem Vorschlag schien ein Weg eröffnet, den man fünf Jahre später tatsächlich einschlug und über den Schnitzer mit Freunden sich beraten zu dürfen bat.

Doch wenige Tage später trat eine Wendung ein, welche die ganze Situation extrem verschärfte. Zweifellos hatte der Nuntius Schnitzers Absicht, im Wintersemester 1908/09 über Religionsgeschichte zu lesen, nach Rom berichtet. Da traf am Allerheiligentag 1908 morgens um 1/2 8 Uhr ein vom 28. Oktober datierendes Schreiben des Kardinalstaatssekretärs Merry del Val in München ein mit der ihm vom Papst aufgetragenen Weisung an Erzbischof von Stein, den Priester Schnitzer „baldmöglichst zu sich zu rufen und zu mahnen, daß er, falls er an irgendeiner Universität oder Schule irgendeine Disziplin zu lehren wagen sollte, ipso facto der größeren Exkommunikation verfallen werde, wenn nötig durch Richterspruch nominatim et personaliter“, wodurch er als „ein ab omnibus vitandus servatis servandis erklärt würde“. Sollte er sich von der Lehrtätigkeit fern halten, aber „aus irgendwelchem Grund mündlich oder schriftlich, durch Vorträge, Bücher oder kleine Schriften, unter eigenem Namen oder anonym, seine Irrtümer verbreiten“, so möge er wissen, dass dies den Römischen Pontifex zur Verhängung derselben Strafen veranlassen könne.

Der Erzbischof bestellte Schnitzer „brieflich“ am selben 1. November „nachmittags gegen 1/2 2 Uhr“ für die Zeit „zwischen 4 und 5 Uhr“ zu sich, verlas ihm das römische Schreiben und ließ ihn ein entsprechend vorbereitetes Protokoll unterschreiben. Schnitzers Bitte, ihm eine Abschrift des römischen Schreibens zu übergeben, lehnte er mit der Begründung ab, dazu keinen Auftrag zu haben. Tatsächlich war in genanntem Schreiben ausdrücklich vermerkt: „Der Summus Pontifex will jedoch, daß du dieses Schreiben weder dem erwähnten Schnitzer noch irgendjemand anderem zeigst.“

Um es kurz zu machen: Es blieb nach Lage der Dinge schließlich gar keine andere Möglichkeit als Schnitzer erneut zu beurlauben. Am 4. Dezember 1908 stellte Schnitzer entsprechenden Antrag an das Kultusministerium mit der Begründung, seine Savonarola-Studien fortsetzen zu wollen. Bereits zwei Tage später wurde sein Gesuch „bis auf weiteres“ bewilligt. Er blieb formell Mitglied der Theologischen Fakultät und wurde in den Vorlesungsverzeichnissen als „beurlaubt“ geführt. Aber er war fortan ein „Fall“ für das „Sodalitium pianum“ des Sottosegretario in der Kongregation für außerordentliche kirchliche Angelegenheiten Msgr. Benigni. Dieser unterstellte ihn während seiner Forschungsaufenthalte in Florenz, wie dem Bericht des Bayerischen Gesandten am päpstlichen Stuhl vom 6. April 1909 zu entnehmen ist, einem gegen ihn dort eingerichteten „förmlichen Überwachungsdienst“.

Auf Empfehlung des Münchner Historikers und Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Karl Theodor von Heigel (1842–1915), der seine Übernahme in die Philosophische Fakultät wärmstens befürwortet hatte, bewarb sich Schnitzer an der Universität Tübingen um eine philosophische Doktorpromotion. Der Tübinger Historiker Walter Goetz (1867–1958), damals gerade Dekan seiner Fakultät, ebnete ihm dazu bereitwillig den Weg, so dass er bereits am 5. Februar 1909 „auf Grund seiner bisherigen historischen Arbeiten, namentlich der Savonarola-Bändchen“, und eines rund einstündigen abendlichen Kolloquiums, das auch nur noch „Formsache“ war, den philosophischen Doktorgrad erhielt.

Die gegen ihn verhängten rigiden kirchlichen Straf- und Drohmaßnahmen reizten Schnitzer zum Widerstand. Er legte es förmlich darauf an, den kirchlichen Bann auf sich

zu ziehen. Er bekannte sich fortan offen als Modernisten. Seine am 13. März 1909 in der Beilage der „Münchener Neuesten Nachrichten“ erschienene Rezension der Schrift „Les Modernistes“ (Paris 1909) des Franziskusforschers Paul Sabatier war ein Selbstbekenntnis wie sein „Schlußwort zur Borromäus-Enzyklika“ im „Fränkischen Kurier“ vom 25. Juli 1910, sein Artikel „Die Zukunft des Modernismus“ in der „Frankfurter Zeitung“ vom 5. November 1911 und seine 1912 in einem protestantischen Berliner Verlag publizierte Schrift „Der katholische Modernismus“, in der er einleitend „Wesen und Geschichte des Modernismus“ darlegte und eine Sammlung „Religiöse[r] Stimmen aus dem Lager des katholischen Modernismus“ in Deutschland, Frankreich, Italien und England folgen ließ. Schließlich seine spektakuläre Streitschrift „Hat Jesus das Papsttum gestiftet?“, 1910 in Augsburg erschienen und binnen weniger Tage in zwei Auflagen zu je tausend Exemplaren verkauft, so dass sofort eine dritte Auflage nachgedruckt wurde: In ihr stellte er die geschichtlichen Grundlagen des Papsttums massiv in Frage.

Schnitzer trat mit führenden Modernisten in Verbindung, so auf dem Pariser Religionskongress 1913, und engagierte sich im Sinne ihres „liberalen“ Anliegens, der Gewissens- und wissenschaftlichen Lehrfreiheit in der Kirche. Er distanzierte sich seit 1909 in Vorträgen und Publikationen, in denen er nach wie vor auch dogmengeschichtliche Probleme behandelte, auf Grund seiner historischen Sicht deutlich von den fundamentalen Dogmen seiner Kirche, innerlich wohl überhaupt vom Christentum als Offenbarungsreligion.

1913 endlich kam es zu der Lösung des „Falles Schnitzer“, die man 1908 in Erwägung gezogen, aber dann doch nicht durchzuführen gewagt hatte: Gegen schärfsten kirchlichen Protest wurde Schnitzer mit Wirkung vom 1. November 1913 unter Bezugnahme auf die einschlägigen Artikel des Bayerischen Beamtengesetzes in den einstweiligen Ruhestand (mit einem Wartegeld von 3/4 seines Dienstinkommens, jährlich 5.940 M) versetzt und gleichzeitig zum Honorarprofessor in der Münchner Philosophischen Fakultät ernannt, womit das Recht zur Abhaltung von Vorlesungen verbunden war. Der Einspruch des Nuntius Frühwirth und des neuen Münchner Erzbischofs Franziskus von Bettinger (1850–1917, seit 1909 Erzbischof, 1914 Kardinal) wurde von staatlicher Seite mit der Begründung zurückgewiesen, dass es sich hierbei um „rein innerstaatliche Angelegenheiten“ handle, „die das die Kurie angehende Gebiet nicht berührten“; denn „im Hinblick auf die jedem Staatseinwohner verfassungsmäßig gewährleistete Gewissensfreiheit stellt sich eine Änderung in der religiösen Überzeugung eines Theologieprofessors und deren rein sachliche Kundgabe nicht als eine Verletzung der ihm dem Staate gegenüber obliegenden Dienstpflicht dar, auch wenn sie ihn zur ferneren Bekleidung seiner Stelle nicht mehr als geeignet erscheinen läßt“. Die angedrohte Verhängung der großen Exkommunikation unterblieb, nicht zuletzt dank den diplomatischen Verhandlungen des Bayerischen Gesandten beim Päpstlichen Stuhl Otto Freiherrn von Ritter, der dem Papst und dem Kardinalstaatssekretär Merry del Val klarzumachen vermochte, dass ein solcher Schritt erhebliche innenpolitische Irritationen verursachen und die Beziehungen zwischen Bayern und dem Heiligen Stuhl ernstlich belasten würde. Gleichwohl erklärte der Kardinal dem Botschafter, „daß die Kurie aus Opportunitätsgründen sich gezwungen sehe, etwas zu unterlassen, was sie eigentlich zu tun in ihrem Gewissen verpflichtet wäre. Für den hl. Stuhl sei jede religiöse Frage auch eine politische.“ Man begnügte sich widerwillig mit dem schriftli-

chen Einspruch des Münchner Erzbischofs vom 12. Oktober 1913 und ermahnte die bayerischen Bischöfe zu gesteigerter Wachsamkeit. Der Erzbischof suchte in einer langen lateinischen Epistel (ohne Datum) seine bisherigen Schritte in der Sache gegenüber dem Nuntius zu rechtfertigen; die bayerischen Bischöfe übten sich in Zurückhaltung. Aber noch in den Instruktionen für den Nachfolger Frühwirths in der Münchner Nuntiatur, Nuntius Giuseppe Aversa, vom November 1916 wird mit Bedauern auf die vergeblichen Bemühungen des Heiligen Stuhls und seines Repräsentanten in München, Schnitzers Ernennung zum Honorarprofessor zu verhindern, hingewiesen und der Nuntius angewiesen, Schnitzer und überhaupt allen modernistischen Erscheinungen höchste Aufmerksamkeit zu widmen.

Schnitzer selber hielt als neu ernannter Honorarprofessor am Donnerstag, den 6. November 1913, nach fünf Jahren wieder seine erste Vorlesung, „im selben Saal, in dem ich früher Dogmengeschichte und Pädagogik gelesen hatte. Der Saal war fast voll, unter den Anwesenden viele Damen, auch zwei Geistliche ... Schwaches Getrampel beim Eintritt, nicht viel stärker beim Ausgang. Die Vorlesung verlief vollständig ruhig und ohne jeden Zwischenfall“, so Schnitzer in seinem Tagebuch. Er blieb fortan ziemlich unbehelligt. Der Tod Pius' X. 1914 bedeutete mit der Ausschaltung seiner engsten Berater einen gewissen politischen Kurswechsel an der Römischen Kurie. Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs im selben Jahr, Revolution, Ende der Monarchie und alle damit zusammenhängenden Folgen rückten andere Probleme als kirchliche Konfliktfälle in den Vordergrund des öffentlichen Interesses und der persönlichen Sorgen. Obwohl zum 1. August 1924 in den dauernden Ruhestand versetzt, las Schnitzer (nach Ausweis der Vorlesungsverzeichnisse) bis zum Sommersemester 1934 regelmäßig meist dreistündig wohl jeweils vor einem nur kleinen Hörerkreis über Religionsgeschichte. 1924 legte er sein Opus magnum, sein zweibändiges Werk „Savonarola. Ein Kulturbild aus der Zeit der Renaissance“ vor, Ergebnis lebenslanger Forschungsarbeit, ein Standardwerk bis heute. Er trat weder aus der Kirche aus, noch unterwarf er sich. Er blieb somit suspendiert und exkommuniziert. Doch wenn er in seinem Testament (15. Juni 1933) verfügte, sein letzter Wille gehe dahin, dass seine Leiche eingäschert werden solle, „da mir das Begräbnis von der Kirche infolge meines Konfliktes mit ihr versagt wird“ – so sind in dieser Willensäußerung Schmerz und Enttäuschung wohl unüberhörbar. Er starb am 2. Dezember 1939 in München. Seine engeren Schüler, denen er ein begeisterter und stets hilfsbereiter Lehrer gewesen war, unter ihnen Peter Dörfler (1878–1955), Joseph Bernhart (1881–1969) und Leonhard Fendt (1881–1957), hatten ihm bis zu seinem Tod die Treue gehalten. Joseph Bernhart widmete dem Verstorbenen im (ebenfalls eines „Modernismus litterarius“ verdächtigten) „Hochland“ (37 [1939/40] 251–253) einen sehr einfühlsamen Nachruf.

Joseph Bernhart und Leonhard Fendt

Joseph Schnitzers begabteste Schüler waren Joseph Bernhart und Leonhard Fendt,⁸ beide 1881 geboren, der erste in Ursberg, der zweite in Baiershofen bei Zusmarshausen. Doch Joseph Bernhart, Sohn eines königlich-bayerischen Beamten, war in München aufgewachsen und hatte hier das Ludwigsgymnasium in der Löwengrube besucht, während Leonhard Fendt, einer kinderreichen Kleinbauernfamilie entstammend, seine Jugend im Dillinger Knabenseminar verbracht hatte. Beide begannen nach dem Abitur (1900 bzw. 1901) als freie Studenten das Philosophiestudium und traten dann nach Jahresfrist als Augsburgener Alumnus in das Georgianum ein, dessen Hauptkontingent die Erzdiözese München und Freising und das Bistum Augsburg stellten. Joseph Bernhart, dessen „Erinnerungen“ eine wichtige Quelle zum Georgianum und zur Fakultät am Beginn des 20. Jahrhunderts darstellen, erlebte das Georgianum als „locus infestus“. Er, dem alles Exerziermäßige zuwider war, fand auch nie den Zugang zum „goldenen Kern“ des Direktors Andreas Schmid, der diesen hinter einer ziemlich rauen Schale verborgen hielt und im Übrigen seine Alumnus im breiten allgäuerischen Idiom anzureden pflegte. Leonhard Fendt, der Seminarleben gewöhnt war (sollte man meinen), schreibt in seinem Lebenslauf: „Der erste Eindruck war: das ist ein Kloster, da halte ich es nicht aus.“ Aber er wollte sich auf die Seelsorge vorbereiten, und so blieb er. Auch Joseph Bernhart blieb, obwohl er sich vom Direktor wiederholt ungerecht behandelt fühlte und an sich selbst die Frage stellte: „Freund, wie bist du da hereingekommen, da du kein hochzeitliches Gewand hast?“ Doch er wollte desgleichen Priester werden, „weil mein Sinnen und Trachten auf die Kirche gerichtet war“. Hatten beide in der Philosophie ein breites Angebot unterschiedlicher Weltanschauungen erlebt, das sie „draußen auf den Wassern“ mit ihrem „herumgeworfenen Nachen“ ziemlich allein ließ, so war für sie die Theologie, auf die sie so große Hoffnungen setzten, eine schwere Enttäuschung. „Die Theologie an der Universität“ – so Leonhard Fendt – „drückte mich nieder, weil es nichts anderes war als das längst von Mutter und Religionslehrern Gehörte, jetzt mit dem Anspruch Wissenschaft zu sein.“ Die Fakultät zählte, wie bereits erwähnt, durchaus einige renommierte Gelehrte, aber eben auch den Moralisten Johann Baptist Wirthmüller (1834–1905) und den Alttestamentler Joseph Schönfelder (1838–1913), deren Vorlesungen so unerträglich waren, dass Peter Dörfler, Leonhard Fendt und Josef Hörmann (1881–1951), nachmals Regens in Dillingen und Augsburgener Domkapitular, sich endlich, unterstützt vom damaligen Dekan Alois Knöpfler, ermannten, in einer Beschwerde an den Universitätssenat auf deren Ablösung zu dringen, und zwar mit Erfolg. Aber auch die anderen Professoren wagten nicht, klare Position in ihren Fächern zu beziehen. Es herrschte an der Fakultät Stagnation: Nachwirkung des „Falles Döllinger“ und der Modernismus-Kontroverse; Silbernagl machte sich gelegentlich durch sarkastische Bemerkungen Luft, und Schönfelders Nachfolger Johann Goettsberger (1868–1958) entfuhr einmal das resignierte Wort: „Man sollte halt auch dürfen können.“ Als man 1903 für die Nachfolge Alois von Schmid den Würzburger Apologeten Herman Schell (1850–1906) zu gewinnen suchte, scheiterte dieser

⁸ J. Bernhart. *Erinnerungen 1881–1930 I–II*. Hg. von M. Weitlauff. Weissenhorn 1992; K.-F. Wiggermann. *Leonhard Fendt. Leben und Werk*. Erlangen 1981 (Diss. theol. masch.).

Versuch von vornherein schon an dessen Verstrickung in die beginnende Modernismus-Kontroverse – seine reformistischen Schriften (bis heute lesenswert) waren bereits 1898 mitsamt seinen Hauptwerken wegen problematischer Formulierungen indiziert worden. Berufen wurde schließlich Anton Seitz (1869–1951), der sich in peinlicher Weise als wissenschaftliche „Null“ erwies.

Die nicht zuletzt durch die geschilderten Umstände verursachte unbefriedigende Situation an der Fakultät trieb Joseph Bernhart vornehmlich in die Bibliotheken, wo er sich im Selbststudium die mittelalterliche Theologie und Mystik erschloss; Leonhard Fendt dagegen ging – wie er in seinem „Lebenslauf“ berichtet – in den Vorlesungen Joseph Schnitzers auf, „daß Theologie etwas anderes sei als die möglichst subtile Aneignung von Glaubenssätzen und Moralisten-Ansichten“. Theologie wurde ihm fortan „Regulativ“ seines Innenlebens, „und zwar die Theologie, wie ich sie mir nach bestem Wissen und Können selbständig aus Schrift und Vätern zurechtlegte“. Dadurch aber geriet er in eine „durchwegs kritische Haltung extremster Art“. „Statt des frommen Buches, aus welchem wir betrachten sollten, betrachtete ich nach Harnacks Wesen des Christentums; die Werke der protestantischen Theologen der Richtung Harnacks wurden mir das einzige Brot, im übrigen kritisierte ich alles, was Dogma hieß, bloß nach der Schrift ... Dabei war ich mit all meinen Urteilen und Ansichten ganz offen, so daß ich bald als ganzer Protestant galt.“ Übrigens hatten beide, Joseph Bernhart und Leonhard Fendt, mit ihren Bearbeitungen der Preisarbeiten der Fakultät, die in der Regel zu Doktorarbeiten ausgebaut werden konnten, nicht den erhofften Erfolg. Beide erhielten nur eine öffentliche Belobigung, nicht den Preis – Joseph Bernhart, der sich bereits im dritten Semester an eine solche Arbeit (über Augustinus als Pädagogen) herangewagt hatte (1901/02), vielleicht zu Recht, Leonhard Fendt aber entschieden zu Unrecht. Sein Thema „Die Dauer der öffentlichen Lehrtätigkeit Jesu“, von Bardenhewer (1904/05) gestellt, wurde von Joseph Schnitzer mit höchstem Lob bedacht, aber da er nach Meinung des Schnitzer reserviert gegenüberstehenden Teils der Fakultät zu sehr Loisy's Ansichten gefolgt und somit in Schnitzers Bahnen gewandelt sei, wurde ihm der Preis versagt. Knöpfler brachte die Arbeit dennoch in Druck, und sie wurde von der Kritik „sehr günstig“ aufgenommen.

Joseph Bernhart empfing 1904 die Priesterweihe und wurde wegen der völlig ungerechten Qualifikation durch Direktor Andreas Schmid als Kaplan in weitab gelegene Dörfer in den Stauden, dann im Altbayerischen zur Seelsorge „zwischen Kuhstall und Kammerfenster“ (wie er Leonhard Fendt schrieb) geschickt. Darüber berichtet er in seinem autobiographischen Roman „Der Kaplan“. Leonhard Fendt, 1905 zum Priester geweiht, wurde Stadtkaplan in Krumbach, wo er einen verständigen Pfarrer fand, bei der übrigen Dekanatsgeistlichkeit freilich durch seine „das Tröstliche des Christentums“ hervorhebenden Predigten und seine ganze Art in der Seelsorge „als Muster eines Modernisten“ galt. Wenn er schreibt: „Ich wollte eben das gut machen, was meine eigene Erziehung mir im Christentum Schweres in die Jugendzeit gelegt hatte“, so traf das auf den freier und in der Stadt aufgewachsenen Joseph Bernhart gewiss nicht im selben Maße zu. Aber in der Art zu predigen und seelsorgerlich zu wirken glichen sie sich; es ging ihnen um eine Verinnerlichung des Christentums. Beide strebten auch eine Promotion an; jedoch spernte sich gegen beide die Münchner Theologische Fakultät, gegen Bernhart, weil

er sich im Akademischen Görresverein einst für Freiheit bei der korporativen Beteiligung an der Fronleichnamsprozession eingesetzt hatte, gegen Fendt wegen seiner geistigen Affinität zu Schnitzer. So mussten beide an eine andere Universität ausweichen. Bernhart, dem sein Bischof Maximilian von Lingg frei heraus gestanden hatte, niemand habe ihn auf seine Begabung aufmerksam gemacht, bewarb sich an der Universität Würzburg mit einer Arbeit über „Bernhardische und Eckhartische Mystik in ihren Beziehungen und Gegensätzen“ und geriet im Rigorosum prompt zwischen die Fronten der in sich heillos gespaltenen Theologischen Fakultät, so dass er 1910 trotz glänzender Begutachtung seiner Arbeit am Ende mit dem Prädikat *magna cum laude* beschieden wurde. Fendt, von seinem Bischof 1909 offiziell freigestellt, fand dank der Vermittlung Schnitzers beim Kirchenhistoriker und Byzantinisten Albert Ehrhard (1862–1940), der ebenfalls im Verdacht des Modernismus stand, wegen seiner kritischen Stellungnahme zur Enzyklika Pascendi gemäßregelt worden war, sich aber unterworfen hatte, an der Universität Straßburg Aufnahme. Dort wurde er auf Grund einer Untersuchung über „Die Christologie des Nestorius“ 1910 *summa cum laude* zum Dr. theol. promoviert.

Im selben Jahr 1910 wurde Joseph Bernhart eingeladen, auf dem Augsburger Katholikentag über „Bildungsaufgaben der deutschen Katholiken“ zu sprechen, als jüngster Redner in der Geschichte dieser Institution. Der Inhalt seiner Rede, vorher dem Zentralkomitee zur Billigung eingereicht, war nach unseren heutigen Begriffen absolut harmlos, damals aber schon gewagt. Weil indes der Redner seit einigen Jahren auch im „Hochland“ ein paar Beiträge publiziert hatte, verlangte der Churer Bischof Georg Schmid von Grüneck (1908–1932) kategorisch die Absetzung dieses „Hochländers“ von der Rednerliste; als man seiner Forderung nicht entsprach, verließ er unter Protest den Katholikentag, und der neue Münchner Erzbischof Franziskus von Bettinger tat es ihm gleich. Erlebnisse dieser Art lassen einen empfindsamen Menschen nicht unberührt, und Joseph Bernhart war durchaus sensibel.

Da erfolgte am 1. September 1910 der Erlass des *Motu proprio Sacrorum antistitum*, das alle Priester zur Ablegung des Antimodernisteneides verpflichtete (ausgenommen, auf Intervention der Bischöfe, nur die bereits im Amt befindlichen deutschen Theologieprofessoren, sofern sie nicht in der Seelsorge tätig waren). Der zentrale Satz lautete: „Ich unterwerfe mich auch mit der gehörigen Ehrfurcht und schließe mich aus ganzem Herzen allen Verurteilungen, Erklärungen und Vorschriften an, die in der Enzyklika *Pascendi* und im Dekret *Lamentabili* enthalten sind, vor allem in Bezug auf die so genannte Dogmengeschichte.“ Für die meisten Priester, die in der praktischen Seelsorge tätig waren, stellte die ihnen nachträglich auferlegte Eidesleistung offensichtlich kein unüberwindliches Problem dar; aber auch die große Mehrheit der Theologieprofessoren hätte sich wohl unterworfen, wenn ihnen dieser Eid abverlangt worden wäre, um Konflikten aus dem Weg zu gehen – die Frage ist nur, ob auch mit gutem Gewissen. Aber es gab eben auch wissenschaftlich arbeitende Theologen, die noch nicht in Amt und Würden waren und sich durch diesen Eid in ernsthafte Gewissenskonflikte gestürzt sahen; denn er widersprach ihrer wissenschaftlichen Überzeugung, doch ihn verweigern hieß „ausgestoßen“ werden.

Der Augsburger Bischof Maximilian von Lingg, ein geistig durchaus aufgeschlossener Oberhirte, forderte – man hat den Eindruck: in vorauseilendem Gehorsam – seinem Kleerus kompromisslos diesen Eid ab. Er ließ an die gesamte Bistumsgeistlichkeit die Eidesformel verschicken; jeder musste seinen Namen eintragen und den Eid leisten; die Dekane hatten die unterzeichneten Formulare einzusammeln. Leonhard Fendt, nach seiner Promotion wieder als Kaplan nach Krumbach zurückgekehrt, schildert in seinem „Lebenslauf“ aus dem Rückblick die Gewissenskonflikte, in die ihn die Eidesforderung gestürzt habe. Von seinem Stadtpfarrer sei er gedrängt worden, „jetzt keine Geschichten zu machen“, und er selber habe das Ärgernis gefürchtet, das er durch seine Verweigerung seinen „Krumbachern“ geben würde.

„Ich wußte: Das glaube ich nicht, was im Eid zu beschwören ist, und wußte ebenso: ich darf um keinen Preis das Vertrauen meiner Gemeinde verlieren, sonst wissen sie nicht mehr aus und ein. So legte ich mir den Eid zurecht: was er gegen die Wissenschaft sagte ... das mußte ja nicht gerade den groben Sinn haben, den die Worte zeigten; man konnte es ja in dem Sinn nehmen: ‚Keiner ist in der Theologie fähig ernstlich mitzutun, wenn er nicht selbst ein wahrer Christ ist‘: das war ja eine herrliche Wahrheit! Und gewohnt seit Jahren, alles höher zu deuten als es gemeint war (so allein konnte ich mir einbilden, katholisch zu sein), war ich nun sogar beruhigt und unterschrieb. Aber es war nachher doch ganz anders als vorher ... man kam sich wie ein Betrüger vor.“

In seinen Briefen vom Dezember 1910 klingt das allerdings verhaltener. So schrieb er am 18. Dezember 1910 an Joseph Bernhart: „Wenn Formeln geschaffen und Entscheidungen zwischen einem Entweder-Oder getroffen werden sollen, so finde ich meines Erachtens mehr Lebenswahrheit auf Seiten des Papstes als auf Seiten der Gegner des Papstes. So entscheide ich mich für den Papst.“ Im Übrigen müsse sich der Eid „wie jedes päpstliche Aktenstück seine Auslegung gefallen lassen“. Und am 14. Dezember schrieb er an Joseph Schnitzer: „Wenn man so in der Seelsorge steht, merkt man immer mehr, daß nur der Katholizismus die menschliche Psyche bis ins Tiefste versteht: er muß die Religion der Zukunft sein.“ Darum werde er „die päpstliche Hundspeitsche dulden“ und die schlecht gewählten Beispiele des Eides nicht so ernst nehmen. Wegen der „römischen Purzelbäume“ werde er nicht protestantisch.

Joseph Bernhart, seit seiner Promotion Benefiziat in Murnau, bedrückten da nach Ausweis seiner damaligen Korrespondenz weit mehr Bedenken, vor allem hinsichtlich der Sicherheit natürlicher Gotteserkenntnis; allerdings steckte er, der Priester geworden war, um als Theologe seiner Kirche literarisch dienen zu können, bereits in einer schweren Berufskrise, an deren Ende seine Heirat stand. Er erklärte seinem Bischof, den Eid nur vorbehaltlich gewisser Bedingungen ablegen zu können. Der Bischof, der ihn sehr schätzte, suchte ihm nun die Eidesformel durch seine Interpretation annehmbar zu machen, allerdings mit dem Bemerkten: „Wollen Sie mir doch noch einmal innerhalb acht Tagen Ihre Anschauung mitteilen. Sonst muß ich dem Sanctum Officium Ihre Erklärung vorlegen und die Antwort wird nicht nach Ihrem Wunsch ausfallen.“ Bernhart begab sich daraufhin zum Münchner Nuntius Andreas Frühwirth, der ihm „mit gewohnter Noblesse“ anderthalb Stunden widmete. „Nicht ein Hauch inquisitorischen Geistes lag in seiner Sprache, und mit keinem Wort versuchte er, mich von meiner Haltung abzubringen.“ Beim

Abschied gab er seiner Hoffnung Ausdruck, ihm „Klarheit darüber verschafft zu haben, daß der Eid nicht mehr von mir verlange, als was auch der simple Laie, um katholisch zu sein, glauben müsse. Ihm selbst würde statt des Schwures meine Versicherung genügen, daß ich gegen den Lehr- und Disziplingehalt der Eidesformel nichts öffentlich unternehmen werde.“ Doch Bernhart wich der Frage, ob er diese Versicherung geben könne, aus: Er erhoffe sich vom Schicksal „noch etliche Jahre Lebens und Schaffens ... wie ich mich entwickeln werde, weiß ich nicht“. Noch am selben Tag fuhr er nach Augsburg, besuchte jedoch nicht den Bischof, dem „das *Roma locuta* ... sein starker Rückhalt sein“ würde und von dem er, wie er vermutete, „wohl eine sentimentale Szene der Beeinflussung zu erwarten“ hätte. Der Dompropst Dr. Joseph Kögel (1841–1919), von dem er am ehesten ein geneigtes Ohr sich erhoffte, reagierte auf seine Vorbehalte zornig mit dem Vorwurf, aus ihm spreche „Fleisch und Blut“, und wies ihm die Tür. „Auf ein gleiches gefaßt“, wagte er sich schließlich zum Generalvikar Dr. Peter Göbl (1851–1916), der ihn als Kaplan schon einmal ziemlich unsanft hinausgeworfen hatte (was ihm nachmals in Bernharts Roman „Der Kaplan“ das Denkmal des „Iupiter tonans“ eintrug). Dieser aber, „im violetten Talar“, gab sich wie verwandelt, „seine Stimme und alles an ihm war mild und gut“: „Ich habe Ihren Briefwechsel mit unserem Herrn Bischof genau durchgesehen. Respekt, daß Sie Ihre Zweifel so gründlich und ehrlich ausgesprochen haben. Ich glaube, wir können einig werden. Dös mit der natürlichen Gotteseckentnis nehmen S' da viel zu streng. Wenn mir im Wirtshaus d' Kellnerin a Maß Bier hinstellt und i tua 'n ersten Schluck, da erkenne ich sofort, ob dös a guets Bier is oder a Plempl. So kann der Mensch mit der Vernunft alloa Gott freili net erkennen. Sie san jetzt Doktor der Theologie, da wissen S' ja, was mer alles glaube müssa, und mehr als dös is beim Schwören a nöt verlangt. Wenn S' sonst keine Schwierigkeiten haben, können S' ruhig schwören.“ Bei den Reaktionen von Bischof, Nuntius und Generalvikar, die aber allesamt unter römischem Druck standen, spürt man ziemlich deutlich, dass der Inhalt des Antimodernisteneides wohl auch ihrer Überzeugung kaum entsprach oder sie ihn jedenfalls für inopportun hielten und deshalb seinen Inhalt herunterspielten, um ihn möglichst akzeptabel zu machen und sich selber Konflikte zu ersparen. Göbels Argument war jedenfalls derart frappierend und einleuchtend, dass Joseph Bernhart „einknickte“: „Vorausgesetzt, Gnädiger Herr, daß Ihre Auffassung auch die Römische ist, bin ich bereit.“ Der Generalvikar hatte bereits die Streichhölzer aus der Tasche gezogen, entzündete beim Kruzifix die zwei Leuchter, und Bernhart sprach ihm die vorgespochene Eidesformel nach, darüber „verwundert, daß der gefürchtete Akt nicht mehr als den alten katholischen Glauben von mir verlangte“. Danach freilich erlebte er in Murnau „Tage tiefer Depression über den Eid, den mir die Kirchenmänner so leicht gemacht hatten“. Und er fährt in seinen „Erinnerungen“ fort: „Wie aber wäre das Urteil über mich ausgefallen, hätten sie gewußt, daß eine Frau die Achse meines Lebens geworden war“: Elisabeth Nieland, eine Westfälin, die er 1908 in einer ganz merkwürdigen Begegnung während einer Vortragsveranstaltung kennengelernt hatte.

Auf seine Bitte hin ließ Bischof Maximilian von Lingg, wenn auch mit erheblichem Vorbehalt, Joseph Bernhart zum Studium nach Jena ziehen, wo sich bereits Anton Luible (1885–1961), ebenfalls Altgeorgianer und nachmals Augsburger Domkapitular, auf das

Doktorat in Philosophie vorbereitete. Sie wurden gute Freunde für ihr ganzes Leben. Joseph Bernhart war sich darüber klar geworden, dass seine Entscheidung für das Priestertum und den Zölibat eine Fehlentscheidung gewesen war. Er war entschlossen, sich „an der Universität Jena auf einen weltlichen Beruf vorzubereiten“; er dachte an den höheren Schuldienst. Doch seine Gewissensnöte verhinderten ein zügiges Studium; da er zudem mittellos war, musste er sich durch Schriftstellerei sein tägliches Brot verdienen. Schließlich gab er das Studium auf. 1913 ging er mit Elisabeth Nieland heimlich die Ehe ein, nach fünfjährigem Ringen, das beide an den Rand des seelischen Zusammenbruchs brachte. Mit der Heirat verfielen beide der *excommunicatio latae sententiae*, deren Folgen sie korrekt beobachteten. Fortan fristete er mit seiner Frau sein Dasein kümmerlich als freier Schriftsteller, oft von der Hand in den Mund lebend, erst kurze Zeit in Berlin, wo er schwer erkrankte, dann in München und seit 1933 in Türkheim. Angebote von evangelischer Seite überzutreten lehnte er konsequent ab. Er wollte aus tiefer Überzeugung seiner Kirche als theologischer Schriftsteller dienen, erwarb sich durch seine notwendigerweise breit gefächerte Schriftstellerei, darin unterstützt von seiner hoch gebildeten Frau, einen großen Freundeskreis, auch seine Priesterfreunde hielten ihm unverbrüchlich die Treue. Aber erst in den dreißiger Jahren gelang es ihm, auch in katholischen Kreisen allmählich wieder Anklang zu finden. Viele seiner Schriften sind bis heute unverändert aktuell geblieben; seine Zeitdiagnosen waren (und sind) von erstaunlicher Treffsicherheit, sein sublimer Essay über den „ehelichen Menschen“ (in seinem Bändchen „De profundis“) ist unübertroffen.

Dreißig Jahre rang Joseph Bernhart um die kirchliche Anerkennung seiner Ehe, die nicht glücklicher hätte sein können. Als beiden endlich 1942 die *sanatio* – mit Auflagen – gewährt wurde, nach einem beide psychisch furchtbar belastenden prozessualen Verfahren und zuerst nur *pro foro interno*, war seine Frau schon schwerkrank; im Dezember 1943 starb sie nach einer zweiten Krebsoperation. Nach 1945 war Joseph Bernhart – nunmehr als Witwer – für rund zehn Jahre nochmals ein viel gefragter Referent in katholischen Kreisen, an Universitäten, Hochschulen und auf akademischen Tagungen. Dann wurde es still um ihn; über der Arbeit an seinen „Erinnerungen“ starb er hoch betagt 1969.

Leonhard Fendt brachte die Eidesleistung die Stelle des Subregens im Dillinger Priesterseminar (mit 150 Alumnen) ein und 1915 die Professur für Dogmatik am Dillinger Lyzeum. Joseph Bernhart fiel aus allen Wolken, als er von Fendts Ernennung zum Subregens hörte: „Seit gestern ring ich nach Fassung. Unglaublich! Ich gratuliere dem Seminar, aus ganzem ehrlichem Herzen, ich bedauere unsern armen Fendt. In der ganzen Diözese ist wohl keiner weiter weg vom Dogma, keiner unrömischer als er.“ Fendt selber sah dies ganz anders. Er blühte nach eigener Darstellung in den Aufgaben seines neuen Amtes förmlich auf, engagierte sich in schier unmenschlicher Weise: „... ich war selbst in einem Nebel, und führte die anderen noch mit Begeisterung in denselben Nebel hinein mit den Worten: Es geht alles dem Lichte zu!“ So in seinem „Lebenslauf“, in dem er, freilich wiederum rückblickend, feststellte: „War die Leistung des Modernisteneides meine erste große, wenn auch begreifliche, Charakterlosigkeit, so zog er nun die zweite nach sich. Ich nahm, immer im Gedanken, was da für meine reformatorischen Ideen geleistet werden

könne, den Posten des Subregens in Dillingen [an] ... Das hätte ich nie tun dürfen.“ Joseph Bernhart hatte recht. Durch seine Studien näherte sich Fendt mehr und mehr dem Luthertum. 1917 ließ er sich von seiner Professur beurlauben, ging nach Halle, um bei Friedrich Loofs (1858–1928) evangelische Theologie zu studieren. Am Gründonnerstag 1918 trat er mit dem Empfang des Abendmahls zur evangelischen Kirche über, heiratete im folgenden Jahr, wurde evangelischer Pfarrer in Gommern (1918), Magdeburg (1923) und Berlin (1926), wo er sich 1931 für das Fach Praktische Theologie habilitierte, seit 1934 als Professor an der Humboldt-Universität mit großem Erfolg lehrte und das Amt des Berliner Universitätspredigers bekleidete. Und doch ließ ihn seine katholische Vergangenheit nicht los. Im Gegenteil: Er gewann zu seinem Katholizismus das Evangelium, die Liebe zum Gotteswort hinzu. Dies zeigte sich nicht nur in seinen Berliner Marienpredigten und in seiner Vorliebe für die Feier der Liturgie, sondern auch in seinen programmatischen Schriften, darunter zumal seine bald nach seinem Kirchenübertritt erschienene Schrift „Die religiösen Kräfte des katholischen Dogmas“ (1921), die ein klares Bekenntnis zum katholischen Dogma enthält, freilich nicht im neuscholastisch-syllogistischen Sinn, sondern als legitime Auslegung der Offenbarung und der lebendigen Glaubenserfahrung der Gemeinde durch die Kirche. Damit zog er sich schärfste Angriffe orthodoxer Protestanten und vor allem des Evangelischen Bundes zu. Da seine Berliner Predigten auch von Anhängern des Nationalsozialismus besucht wurden – eine gewisse politische Blindheit, um es einmal so auszudrücken, muss man ihm leider attestieren –, geriet er nach Kriegsende in erhebliche Schwierigkeiten. In Berlin völlig ausgebombt, fand er 1945 in Wertingen Unterkunft; aber die evangelische Kirchenbehörde Bayerns verwehrte ihm eine feste Anstellung. So blieb er bis zu seiner rückwirkenden Emeritierung 1955 zeitweilig ohne feste Einkünfte. Und als er 1957 im Augsburgers Vincentinum starb, entzündete sich an seinem Begräbnis ein schwerer konfessioneller Streit, dessen genaue Hintergründe eher ungeklärt sind.

Der „Fall Franz Sales Wieland“⁹

Leonhard Fendts Vorgänger als Dillinger Subregens, Franz Sales Wieland, 1872 in Rottweil geboren, war kein Georgianer, jedoch durch seine Promotion mit der Münchner Theologischen Fakultät verbunden. Er hatte sein Studium in Dillingen absolviert und war dort ein begeisterter Hörer Joseph Schnitzers gewesen. Sein kirchliches Schicksal verlief besonders tragisch, weshalb ich noch kurz darauf eingehen möchte. 1894 zum Priester geweiht, wurde er zum Promotionsstudium an der Universität München freigestellt und hier 1896 auf Grund einer von Direktor Andreas Schmid betreuten Arbeit über „Die genetische Entwicklung der so genannten Ordines minores in den drei ersten Jahrhunderten“ (Zweitgutachter Alois Knöpfler) mit dem Prädikat *insignis* zum Dr. theol. promoviert. Nach anschließendem Einsatz als Kaplan in Schrobenhausen stellte ihn sein Bi-

⁹ Siehe dazu: Weiß (Anm. 6), 410–425; Ders., Franz Sales (1872–1957) und Konstantin Wieland (1877–1937), in: M. Weitlauff (Hg.), Lebensbilder aus dem Bistum Augsburg. Vom Mittelalter bis in die neueste Zeit (JVABG 39), Augsburg 2005, 415–431.

schof (Petrus von Hötzl) 1897 zu weiterführenden Studien in Alter Kirchengeschichte und Archäologie am Campo Santo in Rom frei, wo er unter anderem Sebastian Merkle (1862–1945) und Albert Ehrhard kennen lernte. Das Thema, dem er sich auf Empfehlung Johann Peter Kirschs (1861–1941), des Leiters des Historischen Instituts der Görres-Gesellschaft in Rom, widmete, schien, wie schon das seiner Dissertation, gänzlich unverfänglich: „Über die Geschichte des christlichen Altares in den ersten Jahrhunderten“. Doch zwei Jahre später rief ihn sein Bischof als Subregens nach Dillingen. Das gesammelte Material blieb infolge seiner neuen Verpflichtungen zunächst liegen. Erst 1906 konnte er unter dem Thema „Der Altar der vorkonstantinischen Kirche“ einen ersten Teil seines geplanten Werkes „Mensa und Confessio. Studien über den Altar der altchristlichen Liturgie“ im Druck vorlegen, und zwar in den von Alois Knöpfler herausgegebenen „Veröffentlichungen aus dem Kirchenhistorischen Seminar München“¹⁰. Ergebnis der Arbeit war, dass sich auf Grund der Quellen erst ab der Mitte des dritten Jahrhunderts ein fest an seinem Platz stehender Altar nachweisen lässt, weil die frühen Christen in Absetzung vom heidnischen Opferaltar entschieden einen Opferaltar ablehnten. Daher gab es bei der Eucharistiefeier zwar einen Mahltisch, aber keinen „Altar“, der im christlichen Denken erst mit dem Aufkommen materieller Gabendarbringung im dritten Jahrhundert Eingang fand – heute Allgemeingut der Forschung. Die Untersuchung fand den Beifall der Fachwelt. Der Tübinger Kirchenhistoriker Franz Xaver Funk (1840–1907), ein kritischer Kopf, sah in ihr eine „erhebliche Förderung der Wissenschaft“, und selbst die römische Jesuitenzeitschrift „Civiltà Cattolica“ sprach von einem „bellissimo lavoro“. Nichts schien Wielands wissenschaftlicher Laufbahn, auf die ihn Albert Ehrhard und Sebastian Merkle drängten, im Weg zu stehen. Im Übrigen war er ein stiller Forscher, bei den Dillinger Studierenden und bei seinen Mitbrüdern geschätzt; er fühlte sich nie als Neuerer oder gar Reformierender. Selbst Adolf Harnack, der die Publikationen in katholischer Theologie stets sorgfältig beobachtete und viele Besprechungen darüber, negativ und positiv, lieferte, widmete dem Werk in seiner „Theologischen Literaturzeitung“ eine überaus freundliche Rezension, nannte es „eine musterhafte Untersuchung“, die er „mit besonderer Freude zur Anzeige bringe“ und an deren Ergebnissen er „schlechterdings nichts auszusetzen“ wisse. Tatsächlich war Harnack von dieser Untersuchung so beeindruckt, dass er auch in seiner bereits genannten Kaiser-Geburtstagsrede vom 27. Januar 1907 auf sie aufmerksam machte, um seiner Freude darüber Ausdruck zu geben, dass die katholische Theologie in den vergangenen Jahren großen Aufschwung genommen habe: „Katholischer und evangelischer Gottesdienst, das Opfer, die Messe – wie unversöhnlich standen sich hier die Parteien gegenüber! Aber in einer Abhandlung unter dem schlichten Titel: ‚Mensa und Confessio‘ hat jüngst ein katholischer Gelehrter über den ursprünglichen christlichen Opferbegriff sowie über Altar und Messe in einer Weise gehandelt, an der kein protestantischer Kirchenhistoriker etwas zu tadeln finden wird.“ Und er fügte hinzu, dass es nur recht und billig wäre, nunmehr auch auf protestantischer Seite von historisch unrichtigen Auffassungen abzuweichen und sich darüber Gedanken zu machen, ob nicht im protestantischen Gottesdienst der Opfergedanke zu sehr zurückgedrängt worden sei.

¹⁰ F. Wieland, *Mensa und Confessio. Studien über den Altar der altchristlichen Liturgie. I. Der Altar der vorkonstantinischen Kirche* (VKHSM. II. Reihe Nr. 11), München 1906, 16 u. 167 S.

Das Echo seiner stockprotestantischen Hörerschaft war, wie Harnacks Tochter bezeugt, eisiges Schweigen.

Doch gerade dieses öffentliche Lob des liberalen Berliner Theologen löste eine Lawine katholischen Widerspruchs gegen Franz Sales Wieland aus. Ihr Wortführer war ein unbekannter Innsbrucker Jesuitentheologe namens Emil Dorsch (1867–1934), der in der „Zeitschrift für katholische Theologie“ mit einer Arroganz sondergleichen unter Gebrauch falscher Zitate Wieland dogmatisch angriff und zum Häretiker stempelte. Nun hatte Wieland aber historisch, auf Grund der überlieferten Quellen, argumentiert und im Übrigen kein Dogma gelehrt. Es kam zu einem Broschürenkrieg, in dem sich Wieland vergeblich verteidigte, ja sich ausdrücklich zur Erklärung des Konzils von Trient bekannte, dass die Messe „ein wahres und eigentliches Opfer“ sei, was er in seiner Abhandlung nie bestritten habe. Am Ende genügte es Dorsch und seinen Kombattanten nicht mehr, Wieland als verabscheuungswürdigen Modernisten zu brandmarken; er stellte ihn auf eine Stufe mit Luther. Dass Wieland durch diese Angriffe tief verwundet war, kam man wohl nachempfinden. Zu allem Unglück kam jetzt auch noch der Erlass des *Motu proprio Sacrorum antistitum* hinzu. Da der Antimodernisteneid dem gläubigen Historiker verbot, Kirchengeschichte und Väterstudium unvoreingenommen wie ein Profanhistoriker zu betreiben, vielmehr ihm vorschrieb, er müsse seine Studien „an der vorgefaßten Meinung vom übernatürlichen Ursprung der katholischen Überlieferung“ ausrichten, d.h. von seiner Glaubensüberzeugung und damit von fachfremden Kriterien abhängig machen, vermochte Franz Sales Wieland diesen Eid nicht zu schwören. Als ihm der Bischof bedeutete, er würde von seiner Stelle als Subregens entfernt, wenn er sich nicht beuge, wandte sich Wieland ebenfalls an den Nuntius Frühwirth, der sich von seiner Rechtgläubigkeit überzeugte und wie gegenüber Joseph Bernhart meinte, er vermöge nichts Modernistisches an ihm zu erkennen, weshalb er doch den Eid ablegen könne. Aber Wieland konnte sich aus Gewissensgründen dazu nicht durchringen. So wurden am 2. Januar 1911 drei Schriften von ihm auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt, er selber wurde fristlos und mittellos als Subregens entlassen, musste auf eine öffentliche Tätigkeit als Priester verzichten, allerdings verhängte man schließlich über ihn nicht, wie angedroht, die *suspensio a divinis*, so dass er weiterhin wenigstens zelebrieren durfte. Auch konnte er 1912 den zweiten Teil seiner Studien über den frühchristlichen Altar unter dem Titel „Altar und Altargrab der christlichen Kirche im 4. Jahrhundert“ noch abschließen und publizieren: allerdings (wohl durch Vermittlung Harnacks) in einem protestantischen Verlag (J.C. Hinrichs Leipzig). Aber dies blieb seine letzte größere Arbeit. 1913 erhielt er – auf der Suche nach Lebensunterhalt – an der Universitätsbibliothek Tübingen, gegen den Widerstand des konservativen Flügels der dortigen Katholisch-Theologischen Fakultät, die (schlecht bezahlte) Stelle eines „wissenschaftlichen Hilfsarbeiters“, um deren Verlängerung er Jahr und Jahr eingeben musste. Erst 1922 wurde für ihn eine Planstelle als Bibliothekar geschaffen. Auch nach seiner Pensionierung im Jahr 1937 arbeitete er hier weiter mit, bis ihn 1951 ein Schlaganfall niederwarf. Bis zuletzt Priester der Diözese Augsburg gewesen, starb Franz Sales Wieland am 4. Januar 1957. Der verstorbene Tübinger Kirchenhistoriker Rudolf Reinhardt, der ihn noch persönlich kennengelernt hatte, schrieb 1977 in dem von ihm herausgegebenen Werk „Tübinger Theologen und ihre

Theologie“, ihm bleibe „die ehrfurchtgebietende und zugleich tragische Gestalt des greisen, am *Motu proprio* von 1910 gescheiterten Gelehrten, der bis kurz vor seinem Tod jeden Sonntag um 6 Uhr eine stille Messe in der Tübinger St. Johannes-Kirche feierte, in unauslöschlicher Erinnerung“.

Vier Theologenschicksale mit unterschiedlichem Ausgang; für drei von ihnen war der ans Irrationale grenzende Antimodernismus Pius' X. die eigentliche Ursache, am wenigsten noch für Joseph Bernhart, dessen Gewissensbedenken, den Antimodernisteneid zu leisten, aber eindringlich zeigen, in welche seelischen Konflikte die päpstlichen Sanktionen damals junge, wissenschaftlich strebsame Theologen, die vor ihrem Gewissen bestehen wollten, stürzen konnten. Wie das Urteil über sie heute, d.h. im Licht des Zweiten Vatikanums und heutiger theologischer Erkenntnisse, ausfallen muss, bedarf gewiss keiner weiteren Erklärung.

The article intends to commemorate the fate of four priests and theologians from Augsburg who were connected with the Herzogliches Georgianum and the Munich Catholic-Theological Faculty in the times of the anti-modernist edicts of Pius X one hundred years ago: Munich dogma historian Joseph Schnitzer, who was suspended and excommunicated; vice director and dogma theologian Leonhard Fendt, who converted to the Protestant Church and worked as a theology professor in Berlin; Joseph Bernhart, who remained a life long advocate of the Church in his writings despite his struggles with the Church; and vice director in Dillingen and promising church historian Franz Sales Wieland, who was suspended impecuniously due to his refusal of the anti-modernist oath on grounds of conscience and who finally made a living as an auxiliary librarian at the university of Tübingen.